

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0014

LOG Titel: II. Stück

LOG Typ: issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

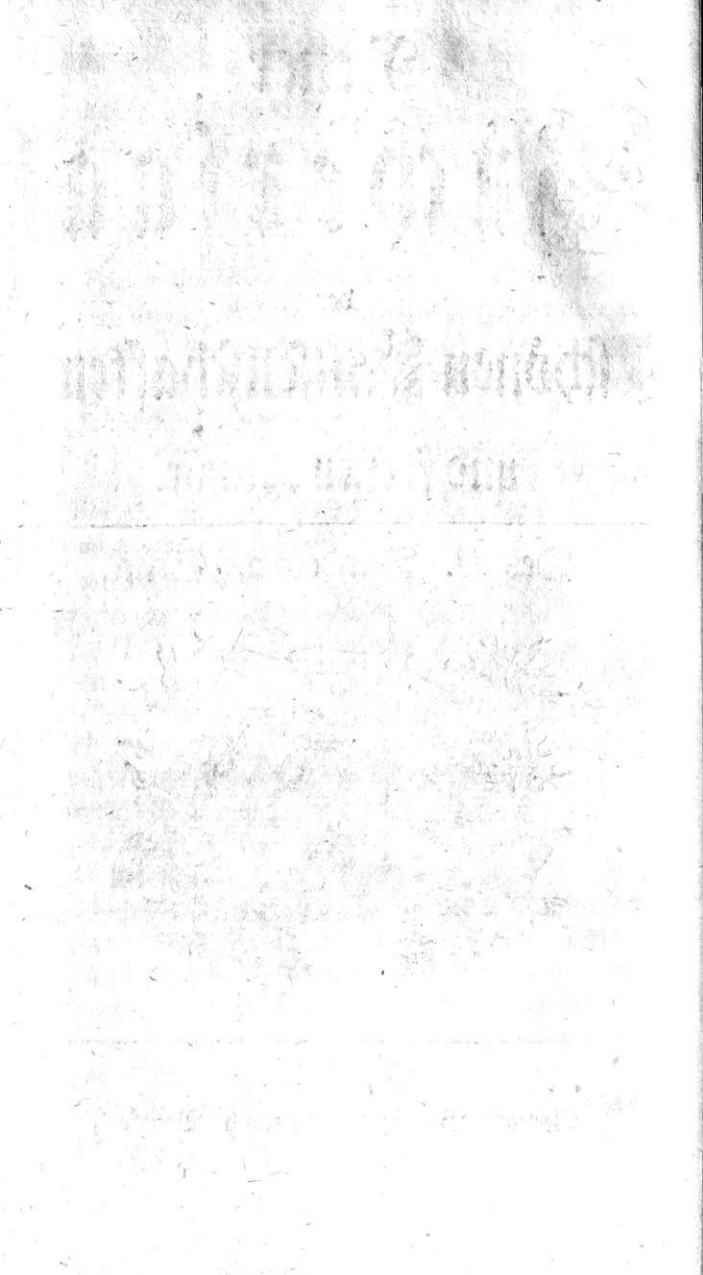
Neuer
Bücheraal

der
schönen Wissenschaften
und freyen Künste.

Des II. Bandes 2. Stück.



Leipzig,
Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Hornung 1746.





I.

Des Hrn. von Lavaur Geschichte der Fabel, in Vergleichung mit der heiligen Geschichte, worinnen gezeiget wird, daß die großen Fabeln, der Götzendienst, und die Geheimnisse des Heidenthums, nichts als verfälschte Copieen von Geschichten, Gebräuchen und Traditionen der Hebräer sind. Aus dem Französischen übersetzt, von M. Joh. Dan.

Heyden. Leipz. 1745. Bey Bernh. Chr. Breitkopf. in 8.



Die Fabeln der alten Griechen und Römer sind philosophischen Köpfen lange ein Anlaß zur Bewunderung gewesen. Man hat es nicht errathen können, wie es möglich gewesen, daß ein so witziges und kluges Volk, als die erstern, auf solche größtentheils abgeschmackte und ungereimte Dinge verfallen, so lange dabey verharren, ja gar ihren ganzen Gottesdienst darauf gründen können. Und so gewiß die Sache einen Ursprung und eine Veranlassung gehabt haben muß, so schwer ist es gewesen, denselben zu erfinden.

Derer vorihro nicht zu gedenken, die, wie Natal. Comes, in den Fabeln physikalische und moralische

Deutungen gesucht haben; so hat der Abt Banier dieselben in den weltlichen Geschichten zu finden geglaubt: und man kann ihm nicht allerdings unrecht geben. Die ältesten Zeiten hatten noch einen Mangel an Geschichtschreibern; daher pflanzten sich die merkwürdigen Dinge, die etwan vorkamen, bloß durch die mündliche Sage fort. Diese aber konnte nicht leicht aus einem Munde in den andern übergehen, ohne vielfältig verändert, verstümmelt, vergrößert oder verkleinert zu werden. Die alte Welt war einfältig, und liebte das Wunderbare; oder es kam ihr vielmehr alles, aus Unwissenheit der Ursachen, wunderbar vor. Die nun etwas erzählten, halfen diese Neigung vermehren, indem sie alles so einrichteten, wie es derselben gemäß war: und daher kommen zweifelsfrey unzählliche Fabeln bey den Alten.

Der Abt Plüche hat indessen einen ganz andern Weg betreten. Er hatte bemerkt, daß die Griechen die meisten von ihren Götterfabeln von den Phönicern, diese aber von den Aegyptern gelernet hatten. Dieses gab ihm denn Anlaß zu muthmaßen: daß vielleicht die alte Bilderschrift der Aegypter, die man lange, vor Erfindung einer andern Art von Buchstaben, daselbst gebraucht, zu den so vielfältigen Göttheiten Anlaß gegeben haben könnte. Dieses hat er in seiner Historie des Himmels so wahrscheinlich erwiesen, daß ein unparteyischer Leser genöthiget wird, ihm in den meisten Stücken Beyfall zu geben: zumal, wenn man die glücklichen Etymologien der griechischen Benennungen, aus der alten phönicischen, palästnischen und hebräischen Sprache, nach Anleitung

leitung Bochart's und anderer, mit in Betrachtung zieht.

Doch auch diese Meinung ist nicht allen zulänglich vorgekommen, und Hr. Lavour hat daher den Schluß gefaßt, noch ein neues Lehrgebäude der Fabel anzugeben. Er geht auf der Spur des großen Huetius einher, und will uns bereden: die geistliche Geschichte des jüdischen Volkes, und ihrer Vorfahren ganz allein, sey die erste Fabelquelle der Hebräer gewesen. Und von dieser Abhandlung wollen wir, bey Gelegenheit der deutschen Uebersetzung des Hrn. M. Heyden, Nachricht geben. Dieser geschickte Mann hat uns schon vor etlichen Jahren einen verdeutschten Persius, mit einigen Zusätzen geliefert, auch neulich an dem deutschen Lucian einigen Antheil gehabt. Man kann also auch dieses Buch als eine neue Probe seiner Geschicklichkeit ansehen, und ihm für die angewandte Mühe Dank wissen.

In der Vorrede giebt der Hr. M. einige Nachricht von denen, die sich angelegen seyn lassen, die Fabeln zu erklären. Ovidius, Natalis Comes, Clericus, Hermann von der Hardt, Thomassin und Bannier finden hier ihre Stellen; wobey auch Morhof und Jurieu angeführt werden. Auch die philosophischen Ausleger der Fabeln, Valaphatus, Heraclitus, Phurnutus, Cicero, Thomas Gale, und die Frau Dacier sind nicht übergangen worden. Hierauf finden diejenigen ihren Platz, die in der Schrift den Ursprung derselben gesucht haben, wie Bochart, Huet, Erösius, Huelsius, Dickinson, und Mirus. Der Herr Verfasser erklärt sich dabey auf eine vernünftige

Weise für keine von diesen Meynungen allein; sondern meynt, daß darum keiner von diesen gelehrten Männern das Ziel getroffen, weil ein jeder nur aus einer einzigen Quelle alle Fabeln herleiten wollen; da man sie doch billig hätte zusammen nehmen sollen.

So unparteyisch urtheilt Hr. M. Heyde auch von dem Schriftsteller, den er übersetzet. „Weil „er nur einen einzigen Grundsatz angenommen, und „alles aus der heil. Schrift hat erklären wollen: so „ist er gleichfalls von dem Fehler nicht frey, daß er „vieles hat zwingen müssen.“ Indessen hat er auch recht, wenn er ihm, dem ungeachtet, bey seinem Wiße eine sehr gesunde und sorgfältige Beurtheilungskraft beylegt: wobey er verschiedene Monatschriften anführet, die auf eben die Weise davon geurtheilet haben. Er selbst merkt noch einen besondern Satz des Hrn. Lavaur an, dem er nicht beyfallen könne, nämlich diesen: Es sey nicht möglich, daß zwey Personen, eine jedwede ins besondere, eine Fabel oder Geschichte erfinden könnten, von welchen die eine mit der andern übereinkäme; wenn nicht die eine von ihnen, die Fabel der andern vorher gelesen oder gehöret. Diese Unmöglichkeit kann er nicht einsehen; und wir gestehen, daß es uns eben so geht. Doch thut der Herr Uebersetzer wohl, daß er darum den ganzen Lehrsatz des Hrn. Lavaur nicht in Zweifel zieht, oder es gänzlich leugnet, daß aus biblischer Geschichten Fabeln geworden.

Endlich meldet er noch, daß seine Grundschrift 1730 in zween Theilen zu Paris, und 1731. in Amsterdam gedrucket worden. Von ihrem Verfasser kann er uns keine fernere Nachricht geben, weil er in keiner
auslän-

ausländischen Monatschrift sonst etwas von ihm ange-
troffen. Seine Uebersetzung anlangend, so überläßt
er sie der Güte des Lesers; hoffet aber, es werde nie-
manden reuen, einige Stunden auf ihre Durchlesung
gewendet zu haben.

In der vorläufigen Abhandlung hat der Verfasser
sein ganzes Lehrgebäude fest zu setzen gesucht, ehe er
auf die Erklärung besondrer Fabeln fortschreiten kön-
nen. Alles kömmt hier darauf an, daß nach der
Sündfluth, der Satan, da er die unauslöschlichen Be-
griffe von Gott und seinem Dienste nicht aus der
Seele der Menschen ausrotten können, dieselben doch
zu verwirren und zu verstellen gesucht. Dieses habe
er zwar erst in dem Hause des Noah, durch seine
Kinder aber in aller Welt zu bewerkstelligen gesucht;
so daß erstlich Chams, sodann auch Sems Nachkom-
men von der Abgötterey angestecket worden.

Auf diesen Grund baut er nun alles. Er legt
das ganze Heidenthum dem Teufel zur Last, und führt
so wohl den Sokrates als den Numa zu Zeugen der
Wahrheit an, daß die Abgötterey verwerflich sey:
und zwar diesen, weil er in einem Buche, welches er
griechisch geschrieben und vergraben haben soll, wie
Clemens Alexandrinus berichtet, allem demjenigen
widersprochen, was er in lateinischer Sprache vom
Gottesdienste der Römer verordnet hatte. Ob nun
alle Leser in diesem Stücke, und darinn, daß Numa
die Bücher Moses gelesen haben soll, mit ihm ein-
stimmen werden, das kömmt uns etwas zweifelhaft
vor: wenn gleich Plutarch berichtet, Numa sey von
einem Barbar in der Religion unterwiesen worden.

Was den Homer, Plato und Cicero betrifft, so haben diese in verschiedenen Orten ihrer Schriften, Sätze einfließen lassen, die den Lehren ihrer äußerlichen Religion ganz zuwider waren. Ja selbst die römischen Zolleinnehmer fiengen endlich an zu philosophiren, „daß die Aecker derjenigen Gottheiten nicht „Zollfrey seyn könnten, von denen man es wüßte, daß „sie Menschen gewesen wären.“

Die Abgötterey hat ihren Anfang von den himmlischen Körpern genommen *. Man glaubte zwar nicht, daß kluge und geschickte Leute wirklich Götter, oder Gestirne geworden wären: sondern lehrte nur, daß die Gestirne von gewissen geistigen Wesen beseelet würden; wie Virgil gelehret, aber Cicero widerlegt hat. Gleichwohl glaubten viele, daß eine oberste Intelligenz diese alle regierte; und Augustin sowohl als Lactanz, haben diese Art der Abgötterey für die erträglichste gehalten.

Die Aegypter werden für die ersten Urheber der Abgötterey gehalten: doch der Verfasser will diese Ehre, und die Erfindung der Sternkunst lieber den Chaldaern gönnen. Daselbst sey auch Sems Familie und Abrahams Stamm davon angesteckt worden. Dieser Patriarch brachte die wahre Lehre mit sich nach Aegypten und Phönizien; wo sie von seinen Nachkommen lange Zeit erhalten worden. Hier legt er
auch

* Hier hätte der Verfasser billig zeigen sollen, warum eben der Teufel die Menschen zur Verehrung der Gestirne verführen müssen; und daß nicht die Einfalt selbst darauf fallen können, z. E. die Sonne für eine sehr gültige und wohlthätige Gottheit zu halten.

auch den Israeliten die Ehre bey, die Aegypter in allen schönen Wissenschaften unterrichtet zu haben; wiewohl wir in der Schrift keine Spuren davon finden, auch die Juden, als Viehhirten, wie sie sich selbst nennen, keine gelehrte Leute waren; Moses aber an Pharaons Hofe in aller Weisheit der Aegypter unterwiesen worden.

Auf gleichen Schlag fährt der Verfasser fort, auch den Ursprung der Vergötterung der Menschen zu beschreiben: wobey er sich sonderlich auf den Herodot, Sanchoniathon, und Diodor aus Sicilien beruft, die einer Zeit gedenken, da diese Art der Abgötterey noch nicht im Schwange gegangen. Er setzt aber hinzu: Man möchte nun die älteste Erkenntniß geoffenbarter Wahrheiten bey den Chaldäern oder bey den Aegyptern suchen; so komme sie doch von den Juden her. Den Beweis davon führt er nach der Länge aus; und es kommen hier die gelehrtesten Anmerkungen aus den dunkelsten Alterthümern vor, die allein verdienen, daß das Buch ihrenthalben gelesen würde: wenn man gleich in der Sache selbst mit ihm nicht einstimmig wäre. Wir können uns aber dabey nicht ausführlicher aufhalten; genug, wenn wir sagen: der Verfasser habe alles, was in der Schrift und in allen Profanscribenten, vortheilhaftes für seine Meynung anzutreffen ist, zusammen genommen, um darzuthun, daß die Juden die allgemeinen Lehrer des menschlichen Geschlechts gewesen, und daß die weisen Männer der Henden nichts anders, als eine gestohlene Wissenschaft besessen, womit sie sich bey ihren Landsleuten breit gemacht, ohne ihnen die rechten Quellen davon zu entdecken.

Der Verfasser zeigt schlüßlich, was für Vortheile aus diesem Lehrsatze zu hoffen seyn würden, wenn er von den Gelehrten durchgehends angenommen und behauptet würde. Er versichert aber dennoch, daß er nicht glaube, etwas neues vorgetragen zu haben; imgleichen, daß er alle Aufmerksamkeit angewandt, um nicht betrogen zu werden; daß er sich nur bey unstrittigen Aehnlichkeiten aufgehalten, u. s. w. Er hoffet auch, daß andre das noch verbessern werden, was er unvollkommen gelassen hat. Und so schreitet er zum Werke selber fort.

Der erste Abschnitt handelt von den Orakeln. Er erklärt sich hier freymüthig für die Meynung derer, die selbige den Eingebungen des Teufels zuschreiben; und giebt dem P. Baltus ohne Bedenken Recht, der die von dem Hrn. von Fontenelle behauptete Meynung des gelehrten von Dale, in einem dicken Buche widerleget hat.* Wir überlassen hier die Entscheidung der gegenseitigen Gründe billig der Einsicht des vernünftigen Lesers; gestehen aber, daß er uns nicht überzeuget hat. Die ganze Absicht gehet aber bey ihm dahin, daß er zeigen will, Gott habe es dem Teufel erlaubt, seinen Propheten nachzuahmen: ein Lehrsatz, der schwer mit der Güte Gottes zu reimen ist. Er bemühet sich auch zu erklären, wie der Teufel, als ein endlicher Geist, dennoch zukünftige Dinge habe wissen können.

Der

* S. davon des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Uebersetzung des fontenellischen Tractats von den Orakeln; woben auch ein Auszug von seines Gegners Buche, nebst einer Antwort darauf befindlich ist.

Der II Abschnitt handelt von den Sibyllen. Er glaubt, daß an der Wahrheit ihres Daseyns nicht zu zweifeln sey. Das einhällige Zeugniß der Alten scheint ihm die Sache außer Zweifel zu setzen. So viel Ehrfurcht wir auch gegen so viel berühmte Schriftsteller hegen; so aufrichtig bekennen wir doch, daß wir bey ihren Nachrichten noch nicht den Grad der Wahrscheinlichkeit antreffen, der uns davon überzeugen kann. Weil dieser Zweifel manchem etwas sonderbar scheinen könnte, so wollen wir ihm etwas zulänglicher entdecken, und einige Gründe davon anführen.

1. Ist es gewiß, daß alle Scribenten, die der Sibyllen gedenken, sie selbst nicht gekannt, vielweniger einige Prophezeihungen von ihnen erhalten haben. Sie sollen fast alle mit einander noch in der fabelhaften Zeit gelebt haben; von der man keine sonderliche Gewißheit hat. Folglich verliert das Zeugniß der Geschichtschreiber viel von seinem Ansehen, und behält höchstens nur die Kraft einer Tradition, oder Sage.

2. Sind alle die sibyllinischen Verse, die noch vorhanden sind, nach einhälligem Geständnisse der Gelehrten, untergeschobene Werke. Sie beweisen also zwar, daß es Leute gegeben, die sie geschrieben; aber nicht, daß es Sibyllen gegeben habe. Auch das ist keine Folge, daß es doch etliche wahre Verse von der Art gegeben haben müsse; nach deren Muster die andern verfertiget worden. Es ist schon genug, daß nur ein Ruf vorhanden gewesen, daß gewisse Sibyllen geweissaget hätten.

3. Diesen Ruf kann man zugeben, ohne deswegen

gen wahrhaftige Sibyllen oder Prophetinnen, die vom Satan getrieben worden, einzuräumen. Die Einfalt der Welt hat diesen Ruf hervorbringen können: wie noch heute zu Tage, in etwas einfältigen Provinzen, fast kein Dorf ist, das nicht seine Here zu haben glaubt, welcher der Pöbel allerley übernatürliche Dinge zutrauet. Vorzeiten würde man eine solche Crystallseherinn, oder Wahrsagerinn, eine Sibylle genennet haben: und es ist kein Wunder, daß man derselben in verschiedenen Ländern einige zu haben geglaubt.

4. Es kann gar wohl seyn, daß solche alte Betteln, zu der Zeit, als noch fast das halbe menschliche Geschlecht in Hölen und Klüften gewohnet, auch einen solchen einsamen Ort, in einem Walde oder Gebirge erwählet, wo das Grausen des Orts allen Ankömmlingen einen Schauer erwecket hat. Hier hat sie sich der Einfalt der Fragenden zu ihrem Vortheile bedienet, und durch gewisse dunkle Antworten sich bey einigen, denen sie einzutreffen geschienen, in Hochachtung gesetzt. Von etlichen solchen glücklichen Fällen ist ihr Ruf weit und breit erschollen: und was war leichter, als einem so dummen Haufen, der damals die Welt bewohnte, etwas weis zu machen?

5) Wie aber die Orakel nachmals in Versen ihre Antwort gegeben; so haben wißige Köpfe, die durch die Sage, etwas von den Weissagungen der Sibyllen gehöret, meistentheils nach geschesehenen Sachen, auch auf ihre Rechnung Verse gemacht. Denn, man hielt einmal dafür, daß die Poesie die Sprache der Götter sey, und sichs für Prophetinnen nicht geschicket

cket haben würde, in Prosa zu reden. Dieses wird um desto wahrscheinlicher, da die Sibyllen mehrentheils in Zeiten und Ländern gelebet, da die Kunst zu schreiben noch nicht erfunden gewesen; folglich ihre Aussprüche nicht aufbehalten werden konnten.

Doch wir wollen uns bey dieser Muthmaßung nicht aufhalten, sondern sie dem Nachdenken der Liebhaber des Alterthums zur fernern Untersuchung überlassen. Denen aber, die bey der gewöhnlichen Meinung zu bleiben Lust haben, wird allerdings Herrn Lavours Abhandlung davon ziemlich wohl gefallen.

Der III. Abschnitt handelt von dem Worte EI, welches über der Thüre des Tempels zu Delphis angeschrieben gestanden. Die Sachen, die hier vorkommen, sind allerdings Ueberlegens werth, und aus einer guten Belesenheit hergeflossen. Diese drey Punkte nun sind gleichsam soviel allgemeine Einleitungstücke, die den Leser zu dem folgenden vorbereiten sollen.

Nunmehr folgt die Abhandlung von dem Anfange der Welt und der Götter, woben der Herr Verf. uns den Saturn, Janus, Jupiter, Neptun, Prometheus, Pluto, Merkur, Vulkan, Tapet, die Minerva und den Bacchus, aus der heil. Geschichte zu erklären sucht. Alles was er davon beybringt, ist allerdings lesenswürdig, manches auch sehr wahrscheinlich; einiges ist auch wohl gar für ausgemacht zu halten. Wir können uns aber bey allen einzeln nicht aufhalten, weil wir nur die Neubegierde der Leser reizen, aber nicht vergnügen wollen. Auf gleiche Weise werden darauf, auch die Halbgötter überhaupt, so dann insonderheit Jason mit den Argonauten erkläret, aus welchem

er

er durchaus den Josua machen will: und hiermit endet sich der erste Theil des Buches.

Der II. Theil hebt mit dem Herkules an, geht zum Orpheus mit seiner Euridice fort, nimmt den Simonides mit, erklärt die Fabel vom Philemon und der Baucis, imgleichen die Niobe, welche Hiobs Frau seyn soll; ferner den Phaeton, die Iphigenia, und den Idomeneus, den Sanherib, den Laomedon, den Paris nebst seinem Urtheile, und den Untergang von Troja. Darauf folgen die Opfer, die Vogeldeuter, und, was man hier vielleicht nicht suchen würde, die Wünschelruthe. Die Loose sind auch nicht vergessen, welche sowohl bey Juden als Heyden im Schwange gegangen: und endlich kömmt zum Beschlusse die Erklärung der bekannten Fabel von der Psyche, oder der Seele des Menschen. Um nun theils von des Hrn. Verfassers Art zu denken, theils von des Herrn Uebersetzers Geschicklichkeit im Dollmetschen eine Probe zu geben, wollen wir den Anfang dieses Capitels hiehersetzen, und damit diesen Auszug beschließen: wenn wir nochmals versichert haben, daß in dem ganzen Buche eine weitläuftige Belesenheit und nicht gemeine Gelehrsamkeit herrschet, die sich mit Vergnügen lesen läßt, wenn man gleich nicht in allem des Verfassers Meynung beynpflichtet.

Psyche, oder die Seele.

Psyche ist nichts anders, als die Seele, aber die Seele des Menschen, welche, wenn sie mit dem Leibe vereiniget ist, den Menschen ausmacht: wie solches Plato in seinem Gespräche erkläret, das den Titel

tel Cratylus, oder von dem rechten Ursprunge der Wörter, führet. Er sagt daselbst, $\Psiυχη$ oder Psyche, bedeutet die Seele, welche, wenn sie mit dem Leibe vereiniget ist, macht, daß er lebt, Othem hohlet und sich beweget.

Dieses ist die große Fabel, welche Apulejus in seinem Werke vorgetragen hat, das den Titel führet: Der güldene Esel. Damit nun dieser platonische Weltweise dieselbe desto besser vorstellen, und seinen Roman vollkommen machen möchte: so hat er einige lächerliche Erzählungen und Meynungen der Platoniker seiner Zeit darunter gemischt. Allein sie hat so viele Aehnlichkeit mit der ersten Geschichte der Bücher Moses und ihren vornehmsten Umständen, daß kein Zweifel übrig zu seyn scheint: es sey eben diese Geschichte die Quelle der Fabel, von welcher wir reden.

Der phöniciſche Sanchoniathon gedenket in der Geschichte seines Landes, welche aus den öffentlichen und geheiligten Nachrichten genommen ist, der Geschichte des Adams, der Eva, des verbotenen Baumes und der Schlange. Andere Schriftsteller haben gleichfalls davon geredet, und der Rabbi Maimonides, den Grotius anführet *, bezeuget, sie wäre zu seiner Zeit den Götzendienern in Indien bekannt gewesen. Dieses wird durch die aufrichtige Nachricht bestätigt, welche der P. Bouchet in seinem Briefe an den Herrn Huetius, den wir gegen das Ende der vorläufigen Abhandlung angeführet haben, von den ersten Traditionen der Religion der Indianer

* Lib. I. de veritate Religion. Christ. c. 16. de testimoniis veterum.

ner mitgetheilet hat. Daher können die Fabeln von den Schlangen entstanden seyn, welche, wie man sagte, mit den Weibern einen Umgang hatten *: wie man solches von der Olympias, der Mutter des Alexanders, geschrieben hat.

Eusebius † hat sehr wohl angemerket, die Geschichte, welche Plato in seinem Gastmahle * abgesehen, und aus einer Unterredung des Sokrates, unter dem Namen des Porus und der Penia, vortragen hat, wäre nichts anders, als die Geschichte von der Schlange, welche den Adam und die Eva betrog. Wir wollen hören, wie sie Plato selbst vorträgt.

„Einer von den Geistern, sagt er, ist die ausschweifende Liebe der Wollüste, deren Ursprung ich also erzählen will. Bey der Geburt der Venus feyerten die Götter solches Fest. Unter diesen war der Porus, der Sohn der Weisheit und des Nathes †, welcher den Ueberfluß bey sich führte. Nachdem das Gastmahl vorbey war, gieng Porus in den Garten des Jupiters, und schlief in demselben ein. Hierauf kam die Penia, das ist, die Armut, aus Antrieb ihres Elendes, vor die Thüre dieses Gartens, und nachdem sie ein Mittel gefunden hatte, sich in denselben hinein zu schleichen: so legte sie sich neben dem Porus nieder; sie hintergieng ihn, indem er von dem Nectar trunken war, und

* PLUTARCHVS in vita Alexandri.

† Praeparat. Euangel. Lib. XII. c. II.

* Pag. 293. Column. I.

† Consilii filius.

„empfieng davon einen Sohn, der die Liebe ist, und
 „welcher seit seiner Geburt eine Neigung zur Wol-
 „lust und zur Venus bey sich verspürete. Er ist we-
 „der ganz arm, noch ganz reich, indem er durch sei-
 „ne Mutter den Ueberfluß verlohren hat, den er von
 „seinem Vater haben sollte. Er ist zum Theil sterb-
 „lich, und zum Theil unsterblich. Es ist ein wun-
 „derbarer Weise von Weisheit und Unwissenheit oder
 „Thorheit zusammen gesehtes Ding.“ So viel sagt
 Plato.

Man erkennet hierinnen die erste Frau unter dem
 Namen der Venus, und unter dem Namen des No-
 rus den ersten Mann, den die Weisheit gebildet hat-
 te. Man sieht, wie er sich in dem Garten Gottes,
 oder in dem irdischen Paradiese befindet, und in ei-
 nen geheimnißvollen Schlaf verfällt. Venia ist die
 Schlange, die auf der Erde kriecht, und sich in diesen
 Garten schlich, wo sie den ersten Menschen betrog,
 dessen Nachkommenschaft, welche dadurch ein Scla-
 ve der Leidenschaften geworden, eine wunderbare Ver-
 mischung des Guten und Bösen, der Hoheit und der
 Dürftigkeit, der Weisheit und der Unwissenheit, der
 Sterblichkeit und der Unsterblichkeit ist. Hier haben
 wir die Erbsünde, welche das ganze menschliche Ge-
 schlecht in seinem Stammvater angesteckt hat. Die-
 ses giebt außer den Beweisen, die wir an einem an-
 dern Orte beygebracht haben, zu erkennen, daß die Bü-
 cher der Juden vor der Regierung Alexanders den
 Griechen bekannt gewesen sind &c.

II.

II.

An Enquiry into the Life and Writings of Homer, The second Edition, London printed in the Year 1736. in med. 8. d. i. Eine Untersuchung über Homers Leben und Schriften. Ohne das weitläufigte Register von 5. Bogen, 346. S.



So lange dieses schöne Werk bereits ans Licht getreten, so wenig ist es in Deutschland bekannt geworden. Zwar haben sich gewisse bekannte critische Schriftsteller, vieler darinn enthaltenen gelehrten Betrachtungen und Anmerkungen, ihrer Gewohnheit nach, als ihrer eigenen Erfindungen bedienet; aber sich allemal sehr gehütet, denjenigen zu nennen, mit dessen Kalbe sie gepflüget. Vielleicht haben sie es auch für desto erlaubter gehalten, dergestalt Beute zu machen, da der Urheber selbst seinen Namen verschwiegen. Da indessen auch in der gelehrten Republik, eine gewisse Billigkeit einem jeden das Seine zuzustellen befiehlt: so wollen wir den Auszug aus diesem Buche desto getroster vor die Hand nehmen; je mehr man daraus sehen wird, wem die Liebhaber der schönen Wissenschaften gewisse Entdeckungen zu verdanken haben.

Der Titel des Werks verspricht viel weniger, als der Inhalt desselben wirklich geleistet hat. Denn an statt des Lebens Homers, und einer Nachricht von seinen Schriften allein zu liefern, hält es bey nahe ei-
ne

ne vollständige gelehrte Geschichte des ältesten Weltalters bis auf die Homerischen Zeiten in sich. Die ersten beyden Stücke waren bereits von so vielen Federn, und noch lezlich von der Frau Dacier, und Herrn Popen abgehandelt, daß man sie mit einigem Rechte für erschöpft halten konnte. Dieses lezte aber öffnete dem Verfasser ein neues Feld, in welches sich noch wenige gewaget hatten: und er wußte Vortheile daraus zu ziehen, die uns zur Beurtheilung sowohl der Homerischen Fähigkeiten, als seiner beyden Helldengedichte, und der darinn beobachteten Kunstregeln, leiten können.

Die kurze Nachricht, die den Platz einer Vorrede einnimmt, besteht aus neun oder zehn Zeilen, und betrifft nur die Anmerkungen des Werkes, darinn oft ziemlich lange Stellen, aus griechischen, lateinischen, spanischen, italiänischen, und französischen Büchern vorkommen, und davon man die Uebersetzungen entschuldiget. Darauf folgt eine Landkarte von denjenigen Ländern, die um Homers Zeiten bekannt gewesen, und in seinen Schriften vorkommen. Es sind auch die beyden Reisen des Ulysses und Menelaus, nach der Eroberung von Troja, daraus zu sehen, deren die erste mit Puncten, die lezte aber mit kleinen Pfeilen gezeichnet ist. Ueberhaupt ist das Werk bey jedem Abschnitte, deren an der Zahl zwölf sind, mit schönen, wohl erfundenen und nettgestochenen Anfangs-Kupfern gezieret, die allezeit mit dem Inhalte eine sinnreiche Uebereinstimmung haben.

Der erste Abschnitt hebt mit der Anrede an einen Lord an, dem das Buch gewidmet ist, dessen Namen

116 Eine Untersuchung über Homers

aber der Verfasser nur mit dem Anfangs Buchstaben A * * * * Earl of * * * * nennet. Welches eine ganz sonderbare Art von Zueignungsschrift abgiebt. An diesen Gönner nun richtet er, das ganze Werk hindurch, seine Rede. Die Frage, welche nach einem kurzen Eingange, aufgeworfen, und in dem Buche beantwortet wird, ist diese: Durch was für ein Schicksal, oder besondere Einrichtung der Dinge es sich zugetragen habe, daß innerhalb zweytausend siebenhundert Jahren, seit dem Homer geschrieben, noch niemand ihm in der epischen Dichtkunst gleich gekommen ist? ja auch vor ihm, soviel uns bekannt ist, ihn niemand übertroffen hat? Denn er sey derjenige, dessen Schriften so viele Jahrhunderte durch, sowohl die Lust der Prinzen, und die Stütze der Geistlichkeit, als das Wunder der Gelehrten gewesen, und noch so sind. Zu Smyrna, wo man ihn vergöttert gehabt, oder zu Chios, würde es vorzeiten nicht rathsam gewesen seyn, darnach zu fragen; weil man seine Werke einer göttlichen Eingebung zugeschrieben. Heute zu tage aber, da in Ansehung der Religion solche glückliche Veränderungen vorgegangen, dürfe man keine Verbannung besorgen, wenn man gleich behauptet: daß Homers Gedichte menschliche Werke sind, die von keiner höhern Eingebung, sondern von seinen natürlichen Fähigkeiten, mit Beyhülfe der Zufälle seiner Auferziehung, herrühren. Mit einem Worte, daß ein Zusammenlauf natürlicher Ursachen übereingestimmt, diesen grossen Geist zu bilden und

zu üben, ihm auch das edelste Feld zu öffnen, welches jemals einem Dichter zu Theile geworden.

Hierbey nimmt der Verfasser Anlaß, ein wenig über dieses sonderbare Phänomenon zu philosophiren, welches über zwey tausend Jahre der poetischen Welt so in die Augen gestralet, daß sie fast davon verblendet worden, und es mehr angegaffet, als untersucht hat, wer es hervorgebracht, oder wo es hergekommen? Da nun Horaz den Grundsatz festgesetzt, daß der größte Geist nicht ohne Bearbeitung der Kunst, noch die beste Aufzuehung etwas edles, ohne natürliche Gaben, hervorbringe: so schließt er daraus: Homer müsse in beydem glücklich gewesen seyn. Bey Homers Geburt hält er sich nicht auf; und ist zufrieden, daß er in klein Asien, unter einer gemäßigten und glücklichen Himmelsgegend geboren worden; die nicht so fett ist, als die Gegenden um Babylon, oder am Nilströme, ihre Einwohner weiblich und faul zu machen: sondern durch die Güte der Luft, und des Bodens, der Ströme, und des Handels, der ihnen aus allen griechischen Inseln alles zuführte, die sanfte Gemüthsart und muntre Phantasie gewirkt, die eine weitläufige Fähigkeit des Geistes und die feinsten Begriffe von der Natur und Wahrheit zuwege bringen konnten. Denn man habe allezeit bemerkt, daß die kalten Himmelsstriche starke dauerhafte Leiber und martialische Geister; die hitzigen, läßige Körper und halsstarrige Leidenschaften; die mäßigen aber, einen feinen Begriff und eine Gabe zur Beredsamkeit hervorbrächten. Eine gesunde Vernunft zwar sey die Frucht aller Länder; aber ein

reicher Wuchs derselben, und ein schöner Wiß, kämen nur, wie die besten Pflanzen, auf dem besten Boden, und in der schönsten Himmelsgegend glücklich fort.

Klein Asien hat den Ruhm, daß es nebst den anliegenden Inseln, die trefflichsten Weltweisen, Geschichtschreiber und Dichter hervorgebracht. Thales, Anaximander, Anaximenes, Pythagoras, Heraklitus, Hermagoras, Chrysippus, Zeno, Anaxagoras, Xenophanes, Kleanthus u. a. m. gehören zu der ersten: Hekataüs, Pherecydes, Hellanikus, Theopompus, Ephorus, Ktesias und Herodotus zur andern; und Hesiodus, Mimnermus, Archilochus, Tyrtaüs, Thales der Dichter, Epimenides, Anakreon, Simonides, Arion, Terpander, ja Sappho und Alcäus u. a. m. gehören zur dritten Art.

Homer muß bald nach dem ersten oder zweyten Menschenalter gelebet haben, seit dem diese glückliche Pflanzstätte, aus dem steinigten Deloponnesus bevölkert worden: eine Aenderung, in welcher die Natur ihre besten Kräfte anwendet, und alle ihre Schätze verschwendet. Ist er nun in solchen Zeiten und Orten zur Welt gekommen, so fragt sichs, wie und von was für Umständen er empfangen worden, in was für einer Verfassung er die Welt angetroffen, und was selbige in einem erhabenen und fähigen Geiste gewirket? Was Unterricht und Anführung thun können, ist bekannt; indem sie die Menschen mehr umschmelzen, als eine Circe oder Urgande. Die Beispiele und Zucht haben einen solchen Einfluß, daß viele sie für die Quelle unsrer Sitten gehalten. Die
ersten

ersten Eindrücke sonderlich, die ein junger Mensch bekömmt, lassen tiefe Spuren in seinem ganzen Leben nach sich. Ein Mensch, der sehr unglücklich gewesen, ist leicht von einem andern zu unterscheiden, der immer im Glücke gelebt. Die Umstände also, die den Homer gebildet haben, mögen folgende gewesen seyn.

1. Der Zustand des Landes, darinn er gebohren und erzogen worden, nebst den Sitten der Einwohner, ihrer bürgerlichen und geistlichen Verfassung, mit ihren Ursachen und Folgen.

2. Die Sitten seiner Zeiten überhaupt, oder was für Lebensarten damals im Schwange gegangen. Hierzu kömmt noch die besondere Erziehung und die eigene Lebensart, die man erwählt, nebst dem Glücke, so man dabey hat.

Von diesen Stücken handelt er nun in den folgenden Abschnitten. In dem II. Abschnitte bemerkt er also, daß bey allen Völkern eine gewisse Reihe oder Folge von Sitten beobachtet werden könne, die größten Theils von ihrem Glücke abhängt. Oft sind dieselben eine lange Weile sehr einträchtig, und ihre Aenderungen unmerklich. Wenn aber entweder ein feindlicher Ueberfall, oder eine Eroberung vorgeht; oder die Einwohner aus der Wildheit und Grobheit durch Policity und Ordnung zu Reichthum und Macht gelangen; so werden die Stufen ihres Fortganges merklich. Alles wächst, und der Geist desselben erwachet zu größern Unternehmungen, und zu freyern Sitten.

Von dem alten Griechenland bemerkt man drey Zeitalter. Das erste hebt von den finstern Zeiten

an, worinn man wenig oder keine Erkenntniß hatte; und geht bis auf den trojanischen Krieg. Das andre hebt bey der Zerstörung Troja an, und währt bis zum Persianischen Einfalle des Xerxes. Das dritte geht von hier bis zum Verluste ihrer Freyheit, zuerst von den Macedoniern und hernach von den Römern. In dem ersten ward Griechenland bevölkert. In dem andern wuchs es, und bekam seine bürgerliche Verfassungen. Im dritten genoss es dieselbe, und war in aller seiner Größe. Aus den beyden ersten hat Homer alle seine Bilder und Sitten genommen; ja seine Sprache und der Inhalt seines Gedichts selbst sind daher entlehnet: weswegen wir uns genauer darum bekümmern müssen.

Das eigentliche Gracia, war nur ein rauhes Land; ob es gleich hin und her seine fruchtbare Thäler haben mochte. Es war daher im Anfange nicht sehr bewohnt, und diese Leute hatten viel zu besorgen. Sie hatten noch keine festen Sitze, sondern konnten leicht von einem Orte zum andern ziehen, wenn ein Stamm den benachbarten vertrieb. Doch war das Unglück dabey so groß nicht, als wir igt denken. Denn da man keine solche Lebensart hatte, als igt, und mit den bloßen Nothwendigkeiten zufrieden war; so hatten sie weder angebaute Felder, noch dauerhafte Häuser; sondern nur leichte Hütten, sich vor dem Wetter zu beschirmen. S. Lucrezens V. B. Sie konnten also nicht viel verlieren, und fanden überall ihre Nothdurst wieder. Ihre Lebensart zur See war nichts besser, so bald die Schiffarth erfunden war. Sie legten sich auf die Seeräubern, und hielten das Plün-

dern

bern und Rauben für Muth und Tapferkeit. Dieß thaten nicht nur die Armen, sondern auch die Großen und Mächtigen; überfielen fremde Küsten, schlugen die Männer todt, schleppten Geld und Gut, Weib und Kind auf ihre Schiffe, und fuhren davon. Thucydides sagt, daß es noch zu seiner Zeit in gewissen Gegenden so zugegangen. Und was waren doch Jasons Feldzug, und des Paris Raub der Helena anders, als solche Seeräuberstreiche zu nennen?

Das waren nun zu Homers Zeiten die Sitten der Menschen; und so hat er sie in seinen Gedichten entworfen. Ulysses kömmt unerkannt, zu seinem alten Diener Eumäus, und auf Befragen, wer? und woher er sey? sagt er: Er sey aus Creta, des berühmten Castors natürl. Sohn. Nach dessen Tode hätten ihn seine Brüder aus dem Hause getrieben, und seines Erbtheils beraubet: dem ungeachtet hätte ihm seine Tapferkeit ein hübsches Vermögen erworben. Denn, sagt er, die Götter hätten ihm eine kriegerische Seele gegeben. Heißt das nicht offenbar gestehen, daß er als ein Seeräuber gelebt? Nestor fragt den Telemach, nachdem er ihn erst wohl bewirthet hatte, ob er, und seine Gefährten etwa Räuber wären? Andrer solcher Beweise, die der Verf. anführt zu geschweigen.

Hieraus entstand nun die Nothwendigkeit, die Städte mit Mauern zu umgeben, welches ihnen Sicherheit, und denen die an der See lagen, allmählich Reichthum und Ansehen verschaffte. Von Phöniziern und Aegyptern lernten sie bald den Handel: und Chalcis, Korinth, und Mycene wurden nach den Inseln

die ersten Handelsstädte. Daraus entstand nun ein Unterscheid der Bürger. Die Reichen und Tapfern wurden um Schutz angeflehet, und bedienten sich der Armen zu ihren Geschäften. Doch herrschte die Armut noch sehr im Lande, als Pelops, mit einem großen Reichtume aus Asien kam; und durch allerley Geschicklichkeit in nützlichen Künsten, sich solch Ansehen erwarb, daß ein großes Theil des Landes nach ihm genennet ward.

Seine Nachkommen, Atreus und Thyest, vergrößerten ihre Länder, und dem ältesten gab das Glück noch ein neues Reich. Atreus scheint der erste gewesen zu seyn, der eine Flotte ausgerüstet; denn er ließ dem Agamemnon nicht nur ein Reich auf dem festen Lande, sondern auch verschiedene Inseln; die er ohne Seemacht nicht im Gehorsame hätte halten mögen. Dieser war auch mehr wegen seiner Macht, als wegen des Eides, den er dem Lyndarus geschworen, verbunden, seines Bruders Schimpf zu rächen. Allein die Länge des Krieges, und die unglückliche Heimkunft vieler Prinzen, die zum Theile noch erschlagen wurden, machte daß die vorige unruhige Lebensart wieder einriß, und ein Volk das andere aus seinem Sitze trieb? Doch nunmehr kostete dieses mehr Blut: die Städte waren schon fester, und die Kriege wurden langweiliger, weil die Völker mehr Kriegserfahrung hatten.

In dem zweyten oder dritten Alter dieses Zeitraums nun ward Homer geboren, zu einer Zeit, da er ein Zuschauer aller dieser verschiedenen Schauspiele werden, und so wohl unglückliche als glückliche Völker

fer sehen konnte. Griechenland war in der Zeit im Bauen, Schifften und Handel, wie in der Kriegskunst vollkommener geworden; und selbst die bürgerlichen Anordnungen hatten sich sehr verbessert. Dazu kam noch, daß fast jede Stadt frey und ununterwürfig war, mit ihrer Nachbarinn um den Vorzug eiferte, und also alle Bürger sich um die Ursachen des Glors und Wohlstandes ihrer Nachbarn bekümmerten. Diese Freyheit brachte Muth und Kriegszucht hervor; so daß zehen tausend Griechen dem Könige in Persien, mit aller seiner Macht gewachsen waren.

Geschah nun dieß gleich lange nach dem Homer, so sah er doch die Vorspiele davon mit Augen. Die Waffen waren in Ehren, und die Gewalt entschied das Eigenthum. Er sah Städte plündern, Männer ermorden, und Weiber zu Sklavinnen machen. Er sah ihre verzweifelnden Geberden, er hörte ihre ächzenden Klagen, und das Seufzen der wimmernden Mütter zu den Ueberwindern, für ihre Säuglinge.

Andern Theils sah er auch mächtige und geseegnete Städte voller Triebe zur Freyheit. Er selbst war nirgends angefessen, sondern wanderte von einer Stadt zur andern herum. Er betrachtete alles. Hier führte man eine neue Pflanzstadt auf: da gab man Gesetze, und machte Ordnungen. Dort sorgte man für die gemeine Sicherheit. Dieß gab ihm nun eine so weitläufige Einsicht, in alles, was die Mutter aller Künste, die Nothdurft, nur immer mehr veranlassen konnte.

Dieses recht zu verstehen, merkt der Verfasser an, daß es ein großes Vergnügen giebt, wenn man
natur.

natürliche und einfältige Sitten abgezeichnet sieht. Wer eine menschliche Empfindung hat, der fühlt auch fremden Mangel, und die Leidenschaften einer ungekünstelten Seele, die denselben auf eine unschuldige Art ein Genügen zu thun sucht. Man will viel lieber mit solchen ehrlichen Gemüthern, als mit verschlagenen, aber falschen Leuten zu thun haben. Diesem zu Folge beschreibt Homer, die Häuser, Mahlzeiten und Lebensarten der Alten sehr ausführlich, und wir lesen sie noch iho mit Vergnügen: ob sie gleich sehr einfältig und ungekünstelt sind. Hergegen unsere eigene Arten zu handeln, können wir in einem etwas erhabenen Gedichte nicht ertragen. Wir müssen ihnen eine natürlichere Gestalt geben, und sie in andre verwandeln, die bey uns fremde sind. So viel fehlt daran, daß wir die Dichtkunst mit neuen Bildern bereichern könnten; daß es uns auch bisweilen schwer fällt, die Alten zu verstehen. Wir stecken unser Leben lang in Städten, und kennen die Schönheiten der Natur nicht. Daher dünken uns die alten Gleichnisse niedrig, oder gar abgeschmackt. Man bewundert iho nur den Pracht, der eine Frucht des Reichthums ist; und raubet sich also die lieblichsten Bilder der Natur, wodurch sich sonst die Poesie zierte. Staat und Verschwendung verstellen den Menschen; Ueppigkeit und Schwelgeren ersticken die Natur. Daher kömmts, daß eine weitläufige Beschreibung eines Aufzugs des Lord Maire, oder eine andre Proceßion dieser Art * sehr ekelhaft werden; wenn alle Kleinigkeiten genau mitgenommen sind.

Hier.

* 3. E. Diejenigen, so im 1 Gesange von Königs August im Lager angetroffen werden.

Hieraus zieht der Verfasser eine Folge, die alle Helbengedichte aus den neuern Zeiten für unmöglich erklärt. Das Wunderbare ist die Seele der Helbengedichte, aber was können in ordentlichen wohl eingerichteten Staaten für wunderbare Dinge vorgehen? Alles geschieht nach der Tablatur der Geseze. Was kann sich da großes zutragen? Allein in einem Zustande der Unordnung und Verwirrung, wenn die Geseze schweigen, und die großen Triebfedern der Menschen, Furcht, Noth, Rachgier, Zorn und Ehrliche erwachen; dann kann ein Dichter Vorbilder finden, die seines Vinsels würdig sind*.

Kurz, man kann vom Homer, und von jedem Dichter, der wohl geschrieben hat, sagen, daß er das beschrieben, was er gefühlt und gesehen, da sie in Ansehung der Dichtkunst auf ihrem höchsten Gipfel, und in der besten Mischung gewesen sind.

Im III. Abschnitte kömmt der Verfasser auf die Sprache. Diese hat insgemein das Schicksal der Staaten, darinn sie geredet wird. Sie wächst, blüht und fällt mit den Sitten derselben. Sind dieselben und die Gedanken eines Volks, dessen Ausdruck sie sind, edel, frey und unverworren; so wird auch die Rede desselben damit übereinkommen. Daher wird eine Gesellschaft gescheidter und verständiger Männer, die ein gemeines Wesen zu regieren haben, natürlicher Weise beredte Leute hervorbringen. Verlassen

* Auf eben die Art hat der Verfasser des Gesprächs von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit behauptet, daß in einem wohl eingerichteten Staate keine große Beredsamkeit entstehen könne.

lassen diese die Stadt, so werden sie von allem, was der Anblick der Natur ihnen zeigt, mit eben der Freiheit, und glücklichen Art des Ausdruckes sprechen. Gibt es aber in einem großen Lande viele Mundarten, so wird sich ihre Sprache derselben bedienen, und sich mit neuen Worten, Redensarten und Metaphoren, nach dem Naturelle dieses Volkes, bereichern.

Hier merkt der Verfasser an, was für ein verächtlicher Anblick der älteste Zustand des menschlichen Geschlechts gewesen:

Cum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia
propter,
Unguibus et pugnibus, dein fustibus, atque ita porro
Pugnabant armis, quae post fabricauerat usus:
Donec verba, quibus voces sensusque notarent
Nominaque inuenere.

Horat. Sat. III. L. I.

Die Sprache hat also die Menschen zuerst gezähmt, und nahm ihren Ursprung aus gewissen rauhen Tönen, die ein Schwarm solcher nackter und wilder Männer irgend von ungesehr von sich hören ließ. Hieraus folgt, daß die ersten Menschen ihre Worte viel lauter und heftiger ausgesprochen, als wir thun; indem sie bey ihnen gemeiniglich eine Wirkung von Furcht, Schmerz, Erstaunen, Haß und Liebe gewesen. Sie suchten daher auch durch ihre Worte die Sachen so zu beschreiben, wie sie dieselbe in ihrer Gegenwart gehört, gefühlt, oder gesehen hatten. Aus dieser Art lebhaft zu reden, entstand eine gewisse Art von Musik, oder Gesang. Daher bedeutete *ἀρχαῖον* anfang-

anfänglich schlechtweg sprechen, welches ist, mit einer geringen Verkürzung (*ἀδειν*) singen bedeutet: und daher kömmt auch die Meynung, die uns so wunderlich klingt, daß die Poesie vor der Prosa gewesen.

Strabo erzählt, daß Kadmus, Hefataüs und Pherecydes zuerst den Wohlklang und das Sylbenmaaß aus der Sprache genommen, und dasjenige, was vorhin Poesie gewesen, in Prosa verwandelt habe. Und Longin sagt: (*περὶ μέτρα αποσπασματ.*) „Das Sylbenmaaß, wie es die verschiedenen Leidenschaften und ihre Sprache ausdrückt, und sich der Erdichtungen und Fabeln bedienne; gehört eigentlich zur Poesie; welches natürlicher Weise Wohlklang und Harmonie hervorbringt. Aus dieser Ursache drückten die Alten sich in ihren ordentlichen Reden lieber in Versen, als in Prosa aus.“ Selbst die Benennung der Tragödie und Comödie, welche Vorstellungen der alten Lebensart waren, beweiset, daß sie ursprünglich gesungen worden*. Auch die ältesten Dinge, die in Griechenland geschrieben wurden, als Orakel, Gesetze, Erzählungen, Prophezeiungen, waren in Versen: und gleichwohl hießen sie nur *ἔπεα*, d. i. Worte, oder Sagen; wie die alten Römer sie *fata*, von *fari*, oder sprechen, genennet. Ueberdem waren die allerersten Töne der Sprachen meistens theils rauhe, unabänderliche, unwandelbare, einsylbige Wörter, die gemeinlich Ausdrücke der höchsten

* Dieß gilt aber nur von den Liedern der Chöre, die zwischen Aufzügen eines jeden Stückes gesungen wurden. Die Anstritte selbst sind wohl nur auf eine lebhafteste Art gesprochen worden.

sten Leidenschaft und solcher Vorfälle waren, die ihnen in einem einsamen, wilden Leben begegnen konnten: welches der Verfasser in einer Anmerkung mit vielen Exempeln aus alten und neuen Sprachen sehr gelehrt darthut.

Hieraus folget nun, daß die alten Sprachen der Menschen voller Metaphorn haben seyn müssen, und zwar voll kühner, verwegener und natürlicher Metaphorn: weil Worte, die aus der bloßen Natur herfließen, und in den heftigsten Leidenschaften, als Schrecken, Wuth oder Elend erfunden worden, diejenige Begeisterung ausdrücken müssen, die solchen wilden hülfbedürftigen Geschöpfen eigen ist. Ihre Sprache muß gebrochen, holpericht und hart gewesen seyn; ein Wort, oder Laut, muß nach der Ähnlichkeit zu vielen verschiedenen Begriffen gedienet haben: eine Eigenschaft, die wir fälschlich für einen Nachdruck halten; da es vielmehr eine Armuth, und ein Fehler ist.

Auf diesen ersten Zustand der Sprache ist in den entstandenen Gesellschaften, wo mehr Sicherheit war, eine andre Leidenschaft, nämlich Erstaunen und Verwunderung an die Stelle getreten. Dieses ist die Gemüthsregung roher und unerfahrner Leute. Der große Kunstrichter der Alten (Aristoteles) legt sie jungen Leuten; ein neuerer, den Frauenbildern; und ein englischer Dichter den Thoren bey. Allen diesen sahen die ersten Bewohner der Städte gleich. Sie waren unwissend, und ohne große Absichten: Furcht und Aberglauben regierten bey ihnen. In ihrer Seele war ein großer leerer Raum. Sie wissen von nichts
wie

wie es laufen wird; alles findet sie unbereitete, alles ist ihnen neu, wie kleinen Kindern, die alles angaffen. Und nach diesen Empfindungen richtet sich auch ihre Sprache.

Dieses zeigen noch iso Türken, Araber und Indianer, die eine sehr einsame ungesellige Lebensart führen. Sie sprechen nur selten: aber wenn sie, nach ihrer Art zu reden, ihren Mund aufthun, und ihrer Einbildungskraft den Zügel lassen; so sind ihre Worte sehr metaphorisch. Sprechen, ist bey ihnen eine so wichtige Sache, daß sie einem erst vorher Nachricht davon geben: Sie wollten ihren Mund aufthun, ihre Zunge lösen, ihre Stimmen hören lassen, und mit ihren Lippen reden: wie wir schon im Homer, Hesiod, Orpheus, ja gar im Virgil noch finden. Diesem zu Folge nun muß in der alten Sprache der Welt Einfalt und Verwunderung herrschen; und mit der Lebensart und dem Wiße des Volks muß auch die Sprache wachsen.

Wenn wir Homers Mundart erwägen, so finden wir, daß sie nicht mehr die ursprüngliche, sondern eine aus ältern zusammen gefetzte gewesen. Sie scheint hauptsächlich auf einen pelasgischen Grund, und auf die Sprache der nordlichern Einwohner von Griechenland erbauet gewesen zu seyn. Den größern Theil ihrer Zusätze hat sie aus Asien, Phönicien und Aegypten, durch Cypren und Creta bekommen. Diese nebst den andern Inseln, die von Kariern bevölkert worden, haben zuerst die Künste der Nothdurft des Lebens gefasset; und weil sie der Schiffart und Handlung oblagen, so wurden sie die Lehrmeister

der übrigen Griechen. Diese wohnten in Ländern, wo man nicht so einsam lebete, und wo der Mangel den Müßigang untersagte. Durch Arbeit und Handel, und die Eifersucht benachbarter freyer Städte, wuchs die Sprache bald zu einem höhern Grade des Reichthums und der Schönheit, als bey ihren Lehrern. Endlich kam auch noch die Weltweisheit und Gelehrsamkeit hinzu, nebst der Beredsamkeit, die in freyen Staaten herrschet, in despotischen aber unnütze wird. Diese Stufen hat die griechische Sprache nach und nach, aber so langsam durchstiegen, daß sie von einer jeden sattsame Eindrücke angenommen. Sie dauerte aber auch desto länger, indem sie die lateinische weit überlebte. Denn ein blühendes glückliches Volk, welches im Anfange eine Weile rauh ist; dann nach langer Unruhe, und vielen Versuchen, in allen Kriegs- und Friedenskünsten vortrefflich wird: ein solch Volk muß die edelste Sprache reden; ob sie gleich, wegen der Unbeständigkeit menschlicher Dinge, nicht ewig seyn kann.

Hieraus erhellet nun, daß Homer zu einer Zeit geschrieben, als der oberwähnte Fortgang der griechischen Sprache so weit gekommen war, daß sie die besten und tapfersten Empfindungen der Menschen ausdrücken konnte, und noch eine sattsame Anzahl von ihren ursprünglichen, erstaunenden, metaphorschen Ausdrückungen beybehalten hatte. Man sehe nur die Werkzeuge an, deren er sich bedienet. Der größte Theil derselben ist natürlich, und wird von ihm, außer was die ägyptischen und orphischen Allegorien betrifft, die er seinen Göttern in den Mund legt,

legt, in der herrschenden Landessprache ausgedrückt. Es wird in der Dichtkunst die Regel gegeben, die gemeinen Zufälle des Lebens nicht in ihrer gewöhnlichen Tracht vorzustellen; sondern sie einer höhern Macht zuzuschreiben, um ihre Würde dadurch zu erheben; und daß man unbeseelten Dingen ein Leben geben, sie zu Personen machen, und ihnen gehörige Eigenschaften beylegen solle. Aber wenige bilden sich ein, daß die gemeine Sprache damals diesen metaphorischen Habit getragen. Denn sonst würde es in der That unverantwortlich seyn: poetische Ausdrückungen in anderer Leute Mund zu legen, als in der Poeten ihren. Es würde eine wahrhaftig üble Schreibart seyn; wie sie in so vielen Scribenten bemerkt wird. Homers großer Nachfolger, der aus zweyen Heldengedichten eins gemacht hat, scheint einem aufrichtigen Richter davon, seinem Vorgänger darinn nicht gleich gekommen zu seyn. Herr de la Motte bemerkt nämlich mit Grunde, Aeneas sey im Virgil ein viel zu großer Poet! und gesteht, er könne nicht dafür, daß er diese uneigentliche Art des Ausdruckes in dem ganzen II. und IIIten Buche der Aeneis wahrnehme; wo des Helden Erzählung eben so zierlich und künstlich ist, als des Poeten eigene.

Virgil schrieb so lange nach dem Homer, und in einer Sprache, die schon viel zu geziert für die alten Sitten war, daß man diesen Uebelstand desto mehr wahrnehmen muß. Aber zu den trojanischen Zeiten hatte die Sprache nebst den Sitten noch sehr viel morgenländisches an sich. Ihre Theologie war eine Fabel, und ihre Sittenlehre eine allegorische Erzählung.

lung. Wenn Priamus kömmt, seines erschlagenen Sohns Leichnam zu erbitten, so tröstet ihn Achilles mit einer parabolischen Geschichte von den zweyen Gefäßen, aus welchen Jupiter jedem Menschen Gutes und Böses austheilet. Und Glaucus erzählt dem Diomedes: daß wie die Blätter auf den Bäumen erst grünen, dann abfallen; so auch die Geschlechter sterblicher Menschen beschaffen wären*.

Hier schließt der Verfasser den III. Abschnitt, und wir bleiben diesmal dabey stehen. Da aber das Buch von großer Gründlichkeit und Schönheit ist; und schwerlich zu hoffen steht, daß sich ein Verleger zum Drucke einer Uebersetzung entschließen möchte: so sind wir entschlossen, in den künftigen Fortsetzungen unserer Monatschrift, auch aus dem übrigen einen so ausführlichen Auszug zu liefern.

* Aus diesen Anmerkungen können auch die Streitigkeiten von den Gleichnissen in Trauerspielen ein Licht bekommen. Wenn nämlich die Helden nicht aus den trojanischen Zeiten, oder aus den Morgenländern sind: so sind solche lange Gleichnisse in ihrem Munde sehr unnatürlich.

III.

Von den Riesen*.



ie Frage von dem Daseyn der Riesen, welche man so oft aufgeworfen hat, scheint eben keine so schwere Aufgabe zu seyn. Das ganze

* Siehe die Histoire de l'Acad. des Inscript. et Belles Lettres. T. I. p. 158.

ganze Alterthum gedenket gewisser ungeheuren Leute, deren Länge außerordentlich gewesen, und die man zu verschiedenen Zeiten gesehen hat. Selbst die heilige Schrift redet verschiedene male davon: die weltlichen Geschichtschreiber aber, die Reisenden, und insonderheit die Dichter sagen erstaunliche Dinge von ihnen. Gleichwohl, wenn man alle diese Zeugnisse näher untersucht; wenn man die Worte der heil. Schrift, derer sie sich in dieser Sache bedienet, in ihrer natürlichsten Bedeutung nimmt; wenn man die poetischen Vergrößerungen auf einen vernünftigen Verstand bringt; wenn man die Geschichtschreiber und Reisenden bey demjenigen hält, was sie selbst wirklich gesehen, oder von glaubwürdigen Zeugen gehört haben; ja wenn man endlich der weisen Analogie der Natur nachgeht, die in demjenigen, was sie hervorbringt, fast immer einförmig bleibt: so sieht man wohl, daß die Sache so gar leicht nicht zu entscheiden ist, als man es anfangs geglaubt hatte.

Der Abt Tilladet hat der Akademie im 1704 Jahre seine Betrachtungen hierüber mitgetheilet. Die Schriftsteller, welche vor ihm davon geschrieben, haben verschiedene Meinungen ergriffen. Einige, die gar zu leichtgläubig gewesen, haben sich von den meisten Träumereyen der Poeten und Rabbinen verführen lassen; und wenn sie gleich nicht geglaubt haben, daß die Riesen den Berg Ossa auf den Pelion getragen, um den Himmel zu erklettern: so haben sie zum mindesten geglaubt, es habe Menschen gegeben, die so ungeheuer groß gewesen, daß ihre Länge anderer Leute ihre etliche mal übertroffen.

Einige klügere und verständigere Schriftsteller, die nicht gänzlich leugnen konnten, daß es Leute gegeben, die viel größer gewesen, als diejenigen sind, mit denen wir leben; haben sich bemühet, diejenigen Bücher, so davon reden, mit critischen Augen zu betrachten. Sie haben hierinnen auch der ansehnlichsten Schriften, z. E. der h. Schrift, nicht verschonet, und da sie das Maas derer Riesen, deren sie Erwähnung thut, z. E. Ugs, des Königes zu Basan, Goliaths, und einiger andern, auf das genaueste genommen; so haben sie gefunden, daß diese ungeheuren Menschen nicht über zwölf bis funfzehn Schuhe lang, gewesen. Das Bette des ersteren, wovon die Rabbinen so viel ausschweifendes Zeug erzählen, hat selbst nach den eigentlichen Worten der heil. Schrift, nur neun Ellen, das heißt, zwölf oder 13 Fuß in der Länge gehabt. Sie haben auch gar wohl gesehen, daß die Wörter Nephilim und Gibborim, welche von den siebenzig Dollmetschern durch Riesen übersezt worden, eigentlich nur Leute bedeuten, die in abscheuliche Laster verfallen, und durch ihre Unbändigkeit viel abscheulicher sind, als durch ihre Länge. So haben Theodoret, der h. Chrysostomus, und nach ihnen unsere gelehrtesten Neuern diese Wörter übersezt. Man sieht übrigens wohl, daß der Grund, weswegen Josephus und einige Kirchenväter nach ihm geglaubt haben, es hätte Riesen gegeben, offenbar falsch ist: weil sie voraussetzen, dieselben wären aus dem Umgange der Engel mit den Töchtern der Menschen entsprungen; welches Märchen sich auf ein Exemplar der siebenzig Dollmetscher,

und

und auf das Buch Enochs bezieht, als welche anstatt der Kinder Gottes, das heißt der Nachkommen Seths, die sich mit Cains Töchtern verheirathet, das hebräische Wort durch Engel übersezt haben.

Es ist nicht schwer gewesen, alles, was die übrigen Schriftsteller von den Riesen berichten, auf einen eben so vernünftigen Sinn zu bringen: da die meisten von ihren Zeugnissen sich nur auf falsche Nachrichten, oder auf ungetreue Erzählungen stützen.

Wenn der Abt Tilladet indessen hierbey keine andere Absicht gehabt hätte, so würde seine Abhandlung vielleicht nichts neues in sich enthalten; allein er denkt von dieser Sache auf eine Art, die ihm ganz eigen ist. Er glaubt nicht nur, daß es wirklich Riesen gegeben, sondern so gar, daß es ganze Riesenvölker und Riesenstädte gegeben habe; daß unsere ersten Aeltern dergleichen gewesen; insonderheit aber die hauptsächlichsten Anführer der ersten Völkerzüge. Nach diesem Lehrgebäude muß Adam ein wahrhafter Riese gewesen seyn; und dieses ist ein Vorrecht, welches man ihm um so viel lieber einräumet, da man sich bestrebet, aus physikalischen Ursachen zu beweisen, daß der Vater und die Mutter der Riesen, selbst Riesen seyn müssen. Man könnte aus den Rabbinen sehr seltsame Ursachen von dieser Materie entlehnen: allein man ist so verständig gewesen, daß man diese Wahrheit ohne fernern Beweis vorausgesetzt hat; als der Unmöglichkeit, daß eine Mutter, die nur 5 oder 6 Schuh hoch ist, ein Kind bey sich tragen soll, welches, da es zu einem Riesen bestimmt ist, wahr

scheinlicher Weise bereits wenige Tage nach der Empfängniß, zum mindesten diese Länge schon haben muß.

Wosern nun Adam ein wirklicher Riese gewesen; so haben die Patriarchen gewiß eben dasselbe Vorrecht gehabt: und man sieht nicht, wie Noe z. E. anders die Arche bauen können, worinnen das ganze menschliche Geschlecht von der Sündfluth errettet wurde, und welche nicht einmal fähig gewesen wäre, alle Thiere zu fassen, welche er hinein nahm, wosern man die Ellen, deren die h. Schrift erwähnt, nicht für Riesenellen rechnet. Man sieht auch nicht, wie die Baumeister des babylonischen Thurns dieses Werk hätten unternehmen können, wenn sie nicht wahre Riesen gewesen wären. Endlich hat man die Annehmung dieser Meinung noch nöthig, um das lange Leben der Patriarchen zu erklären, und man bedient sich dieses Grundes, daß, da das Leben in der ursprünglichen Feuchtigkeit (*humido radicali*) und der Tod in deren Verschwindung besteht, dasselbe bey einem Riesen länger dauern müsse, als bey einem andern Menschen. Man könnte zwar wohl einwenden, daß da die Verzehrung dieser ursprünglichen Feuchtigkeit bey einem Riesen größer ist, als bey einem Zwerge, derselbe auch nichts länger leben dürfe: so wie es gewiß ist, daß wenn die Dochte eine gewisse Verhältniß haben, ein Wachsstock so lange brennen muß, als eine dicke Kerze. Allein man muß dem Urheber einer neuen Meinung, der vielleicht nicht alles sogleich vorausgesehen haben mag, nicht so gar sehr zusehen. Der Herr Tilladet wickelt sich aus dem Einwurfe, den er
sich

sich selbst, wegen der so merklichen Abnahme der Menschen macht; indem er, um aus dieser Schwierigkeit heraus zu kommen, seine Zuflucht zu der Güte der damaligen Lebensmittel, und zu der Fruchtbarkeit der damals noch ganz neuen Natur, nimmt.

Von den Patriarchen kömmt der Herr Tilladet auf die Stifter der Monarchien, und die Anführer der ersten Colonien. Er vergißt hierbei den Nimrod so wenig, als diejenigen, welche die Stadt Hebron erbauet, welche die Riesenstadt genennet wird. Dieses waren sonder Zweifel Leute, die ihrer Länge nach sehr ungeheuer waren: indem ihre Nachkommen, Achiman, Sisai und Tholmai, gegen welche Caleb, der das Land auskundschaften sollte, streiten mußte, wirkliche Riesen waren. Kurz, das ganze Land, welches von den Enakskindern bewohnt ward, gegen welche die Israeliten sich wie Heuschrecken hielten, war ein Riesenland. (Terra Gigantum.) Die Colonie, welche das Königreich Basan stiftete, war ebenmäßig ein Riesengeschlecht. Og, der letzte König desselben, war, wie schon gesagt, ungeheuer von Gestalt. Man kann, sagt der Verfasser hinzu, von den Ammoniten, und verschiedenen andern Völkern eben das sagen, und seiner Meynung nach müssen wohl diejenigen, welche das Land Virginien, die magellanischen Inseln, und einige andere Länder bevölkert haben, allwo die Menschen noch iho so groß sind, selbst wirkliche Riesen gewesen seyn. Denn nach seiner Meynung können die Menschen wohl immer kleiner werden, und werden

es auch, wirklich noch beständig; allein sie können nicht um ein ansehnliches zunehmen.

Der Verfasser hätte seine Muthmaßungen noch weiter treiben können. Er hätte noch mehrere Heerführer von der begehrten Gestalt gefunden. Antheus, der sich in Lybien gesetzt, war 60 Ellen hoch, wenn man nach demjenigen geht, was man von seinem Körper erzählt, den man dem Sertorius gezeigt hat. Pallas, Evanders Sohn, der aus Arkadien nach Italien gekommen war, war länger von Leibe, als die Mauren zu Rom. Herkules, der nach den gemäßigsten Schriftstellern zum mindesten sieben Schuh lang war, und auf eine Mahlzeit einen ganzen Ochsen verzehrte, könnte ja wohl für einen Riesen gelten. Und wer hindert uns vom Cærops, dem Stifter der Stadt Athen, eben das zu glauben? Der Zunahme *diouïs* den man ihm gab, und das Land Phönicien, daraus er entsprossen war, das nach dem Bochart diesen Namen vom Enak, dem Vater der Riesen, angenommen hatte, würde diese Muthmaßung so wahrscheinlich machen, als es nöthig ist, um den andern Beweisen gleich zu kommen.

IV.

Erklärung der Stelle im Horaz:*

Qui Mufas amat impares

Ternos ter Cyathos attonitus petet.

Carm. L. IV. Od. 19.

Es

* Siehe Hist. de l'Acad. des Inscript. et belles Lettres.
T. 1. p. 173.

Es kömmt darauf an, ob derjenige, der ternos ter cyathos getrunken, neunmal, oder nur einmal getrunken? Da diese Frage in der Gesellschaft aufgeworfen worden war, so übergab Herr Boivin der jüngere, um seine Meynung zu beweisen, der die allermeisten zugethan waren, im 1708ten Jahre, eine Abhandlung, davon der Inhalt folgender ist:

Cyathus war keine Schale, sondern ein sehr kleines Becherchen, womit man den Wein oder das Wasser maß, welches in die Schalen gegossen ward.

Der Sertarius war ein Maaß, welches zwölf Cyathos enthielt; und gerade so viel war, als ein mäßiger Mensch ordentlicher Weise bey Tische an Wein zu sich nahm. Sextarius, sexta pars Congii. Congius, octava pars Amphorae.

Augustus trank nur zween Cyathos Wein auf einmal, und sein größtes Maaß auf eine ganze Mahlzeit war der Sextarius. Man sagt aber nicht, wie viel Wasser er darunter gemischt hat.

Der Cyathus war in Absicht auf den Sertarius, was die Unze im Absehen auf das As, oder ein Pfund war. Daher gab man den Theilen des Sertarius eben die Namen, welche man den Theilen des Asis gab. So war z. E.

Der zwölfste Theil des Sertarius ein Cyathus, oder Vncia.

Zween Zwölftheile, duo Cyathi, oder Sextans.

Das Viertheil, tres Cyathi, oder quadrans.

Das Drittheil, quatuor Cyathi, oder triens.

Fünf

Fünf Zwölftheile, *quinque Cyathi*, oder *quincunx*.

Die Hälfte, *sex Cyathi*, oder *femis*.

Sieben Zwölftheile, *septem Cyathi*, oder *septunx*,

Zween Drittel, *octo Cyathi*, oder *dodrans*.

Zehn Zwölftheile, *decem Cyathi*, oder *dextans*.

Elf Zwölftheile, *undecim Cyathi*, oder *deunx*.

Wenn Horaz allein aß, so hatte er gemeiniglich auf seinem Tische, oder vielmehr auf seinem Schenktische, zwei Schalen und einen Cyathum:

— — — Et lapis * albus

Pocula cum Cyatho duo sustinet.

Der Cyathus diente dazu, daß man damit den Wein oder das Wasser in eine von beyden Schalen goß.

Torrentius merket, nach dem Turnebus, über diese Stelle folgendes an: *Delphicam mensam plurimis poculis onerari solere, sed numero semper pari.* Vnde & Cicero, *SCYPHORVM PARTI COMPLVRA.* At Horatio, qui solus accumberet, parvum satis erat, *vna cum Cyatho*, quo certa mensura vinum & aquam à vasis haurirent, & defunderent in pocula, quod *κωαδίξεν* Graci appellabant: quique id faciebant, ad *Cyathos* stare dicebantur.

Der Gebrauch des kleinen Bechers, Cyathus genannt, hatte indessen auch seine Unbequemlichkeit: denn derjenige, welcher zu trinken einschenkte, mußte um eine einzige Schale zu füllen, vielemale und fast neun bis zehnmal in dem Crater, welches ein großes Gefäß voller Wein war, schöpfen. Hierbey ward

nun

* I. c. Abacus, der Schenktisch, welcher gemeiniglich von Marmor war. HORAZ. in der IV. Sat. im 1. B.

nun dem Durstigen die Zeit lang. Ja selbst der Wein, welcher aus dem Crater in den Cyathus und wieder aus dem Cyathus in die Schale gegossen ward, konnte indessen verrauchen und seine Stärke verlieren.

Um also allen diesen kleinen Beschwerden vorzubeugen, so erfand man den Gebrauch der ungleichen Schalen. Man ließ deren kleine, mittlere und grosse machen.

Die Kleinen waren :

Der Sextans und enthielt 2. Cyathos.

Der Quadrans enthielt 3. ———

Der Triens enthielt 4. ———

Die mittlern :

Der Quincunx enthielt 5. Cyathos

Der Semis oder Heminx enth. 6. — — —

Der Septunx enthielt 7. — — —

Der Bes enthielt 8. ———

Die großen waren :

Der Dodrans und enthielt 9. Cyathos.

Der dextans enthielt 10. — — —

Der deunx enthielt 11. ———

Torrentius, den man bereits angeführt hat, bringt bey dem horazianischen Verse pocula cum Cyatho &c. eine Stelle aus dem Athenäus bey, aus welcher erhellet, daß die Griechen eben so wohl als die Römer, die Cyathos und ungleichen Schalen gebraucht haben. Athenäus führt nämlich einen Menschen ein, welcher sich zehn Cyathos Wein in eine einzige Schale gießen läßt, und läßt denselben so reden : *παῖ τὴν μεγάλην δὸς, ὑποχέας φιλίας*

κυά-

κυάθους. τῶν παρόντων τετραράς. Τοὺς τρεῖς
 δ' ἔρωτος. προσαποδώσεις ὕπερον καὶ Ἀντιγόνῃ τῆ
 βασιλέως νικῆς καλῶς. καὶ τῆ νεανίσκῃ κυάθου
 Δημητρῆς. Φέρε τὸν δεκάτον φίλης Ἀφροδίτης.
 Du Mundschent! bringe eine grosse Schale.
 Schenke die Cyathos hinein, die man auf des
 Geliebten Gesundheit zu trinken pfleget. Vier
 re für diejenigen, die hier bey Tische sind, und
 drey für die Liebe. Giesse auch noch einen Cy-
 athum für den König Antigonus hinein. Hola!
 Noch einen für den jungen Demetrius. * Nun-
 mehro geuß den zehnten zu Ehren der liebens-
 würdigen Venus ein. Das sind nun zehn Cy-
 athi in eine einzige Schale gegossen, um auf ein-
 mal ausgetrunken zu werden.

Wenn man zu Martials Zeiten, bey den Rö-
 mern die Gesundheit eines Freundes, oder einer
 Freundin trinken wollte, so forderte man so viele Cy-
 athos als Buchstaben die Person im Namen hatte,
 welcher zu Ehren man trinken wollte. Dieß ist der
 Sinn folgendes Sinngedichts aus dem Martial:

*Navia sex Cyathis, septem Justina bibatur,
 Quinque Lycas, Lyde quatuor, Ida tri-
 bus &c.*

Dieß ist auch der Sinn folgender zwei Zeilen
 aus eben diesem Martial:

*Quincunces, & sex Cyathos, beslemque li-
 bamus,
 Caius vt fiat, Julius, & Proculus.*

Aus allem was bisher angemerket worden, er-
 hellet, daß wenn Horaz gesagt hat:

Qui

* Der Sohn des Königes Antigonus.

Qui Musas amat impares
 Ternos ter cyathos attonitus petet
 Vates. Tres prohibet supra
 Rixarum metuens tangere Gratia.

er so viel sagen wollen: ein guter Trinker, der ein Freund der Musen ist, muß zu Ehren dieser neun Göttinnen, auf einmal neun Cyathos austrinken; die Schuldgöttinnen aber erlauben nicht, daß man mehr als drei Cyathos auf einmal trinke.

Nun ist es ein grosser Unterschied, ob man neun Cyathos, oder ob man neunmal trinkt.

Neun Cyathos trinken, das heißt nur eine Schale trinken. Neunmal trinken aber, das hiesse neun Schalen trinken.

* * * * *

V.

Erklärung des 74ten Verses aus Juvenals viertem Strafgedichte. * Pegasus attonitus positus modo Villicus urbi.

Peter Petavius, Lubinus, Britannicus, Grangäus, Autumnus und Nicolas Rigaltius, sind alle miteinander in einer Sache eins, die gewiß ist; nämlich, daß der Pegasus von welchem Juvenal hier redet, der berühmte Rechtsgelehrte sey, welcher zu Alba geböhren war, von dem ein gewisses Senatus consultum den Namen führet, und dessen Pomponius im letzten Absatze Tit. 2. der Dig. de Origine iuris gedenket. Er war vom Kaiser

* Siehe die Hist. de L'acad. des Inscript. de belles Lettres. Tom. I. pag. 178.

ser **Vespasian** zum **Præfecto Villarum** gemachet worden, welches unsern Dichter veranlasset zu sagen:

Positus modo Villicus vrbi.

Einige seiner Ausleger erklären das Wort **Villicus** durch **Custos**, welches eben so viel als **Præfectus** oder **Verweser** heißt. Andere wollen daß **Juvenal** sich hier des Wortes **Villicus** in satirischem Verstande bedienet habe, um anzuzeigen, daß **Domitians** Grausamkeit und Tyranny die Stadt **Rom** so entvölkert und durch die Hinrichtung unzähllicher Standespersonen, so wüste gemachet hätte, daß man sie damals vielmehr für einen Meyerhof, oder für ein Lusthaus dieses Prinzen, als für die Hauptstadt der Welt hätte halten sollen. Es scheint auch, daß diese letztern den Sinn des Dichters besser getroffen haben.

Die ganze Frage kömmt darauf an, was die Wörter **Vrbi attonitæ** an diesem Orte bedeuten? Nun erklären alle Ausleger, sonder Ausnahme, dieselben durch die Niedergeschlagenheit und allgemeine Bestürzung der Stadt **Rom**, welche aus der tyrannischen Regierung dieses Kaisers entstanden. Allein, ungeachtet diese Erklärung bald anfangs natürlich genug zu seyn scheint, so kömmt sie dennoch dem **Herrn Valesius** gar zu unbestimmt und allgemein vor, indem sie sich eben so gut auf **Tibers**, des **Caligula** und **Nerons** Zeiten schicket, die gewiß nichts besser waren, als **Domitian**. Er hat also im 1706ten Jahre in der Geschichte eine besondere Ursache gesucht, weswegen **Juvenal** allhier der Stadt **Rom** den Beynamen **attonita** giebt, und er glaubet dieselbe

ge-

gefunden zu haben. Juvenal sagt er, will zu verstehen geben, daß, da der verwunderns würdige Platzeis, dessen er zu Anfange seines Strafgedichtes erwähnt, im adriatischen Meere gefangen und dem Domitian gebracht worden, Pegasus, der Stadthalter zu Rom, welcher als ein solcher, einer der ersten Besizer des Raths war, sich eiligst auf das Schloß begab, um daselbst mit dem Kaiser und den Großen, die Art zu überlegen, wie, dieser sehr große Fisch gesotten und auf die Tafel des Kaisers gebracht werden sollte. Er giebt der Stadt Rom den Beynamen *attonita*, einer abgematteten, um auf eine feine Art Domitians Weichlichkeit anzuzeigen, der die Zeit mit Berathschlagung über dergleichen Ausschweifungen in derjenigen Zeit verschleuderte, da die ganze Stadt über der traurigen Zeitung erschrocken war, daß man den Aufstand des Lucius Antonius in Oberdeutschland erfuhr. Eine Sache die nichts anders vermuthen ließ, als daß man einen schweren Krieg von dortaus würde zu überstehen haben. Dieses ist nun nach Valesii Meynung der eigentliche Verstand dieses Verses und der einzige den man ihm beylegen muß; weil er glückseliger Weise mit der Historie so gut übereinstimmt. Die ganze Entdeckung aber ist er dem Plutarch schuldig: denn nachdem derselbe in Paul Aemils Leben, vieler Siege gedacht hat, davon die Nachrichten gleichsam als durch ein Wunderwerk eingelaufen waren, so setzt er unter deren Zahl des Lucius Antonius Rebellion ungefähr in folgenden Worten: „Eine Sache die zu unserer Zeit geschehen ist, kann alle diese Wunderdinge glaub-

„würdig machen. Als Lucius Antonius sich wi-
 „der den Kayser Domitian auflehnete, so war die
 „Stadt Rom darüber sehr erschrocken, weil man
 „von Deutschland her einen großen Krieg zu gewarten
 „hatte. In dieser Verwirrung und allgemeinen Be-
 „stürzung indessen, breitete sich mit eins unter dem
 „Volke ein Gerücht aus, daß Lucius Antonius ge-
 „schlagen und sein ganzes Heer in Stücken gehauen
 „sey.“ Dieses Gerücht ward für so groß und gewiß ge-
 halten, daß viele Mitglieder des römischen Senats,
 die demselben Glauben beymassen, den Göttern Opfer
 brachten, um für diesen Sieg zu danken. Da man
 indessen untersuchte, wer dieses Geschrey zuerst ausge-
 bracht hätte, so wollte sich keiner melden: einer schob
 es auf den andern; so daß sich solches unter der Men-
 ge des Volkes, als in einem tiefen Meere verlor. So
 verschwand denn diese Zeitung aus Rom eben so ge-
 schwinde, und mit eben solcher Ungewißheit, als sie hin-
 ein gedrungen war. Domitian indessen, der sich
 mit seinen Legionen auf den Weg begeben, um dem
 Antonius entgegen zu ziehen, fand unterwegs
 Briese und Schnellbothen, die ihm ganz gewisse
 Nachrichten vom Siege brachten, und es fand sich,
 daß selbiger eben den Tag war erfochten worden,
 da sich das Geschrey davon in Rom ausgebreitet,
 ungeachtet diese Stadt über hundert und funfzig Mei-
 len davon entfernet war. So muß man die Worte
disruptis scadiis auf dieser Stelle im Plutarch
 übersetzen, denn es ist hier ein ganz sichtbarer
 Fehler; weil, wenn man sie dem Buchstaben nach
 über-



übersezt, Plutarch gesaget haben würde, daß von Rom bis Deutschland zwölf hundert und funfzig Meilen wären, welches ganz abgeschmact wäre.

* * * * *

VI.

D. Daniel Heinrich Arnolds ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergischen Universität. Erster Theil. Königsberg in Preussen, verlegt und drucktß Johann Heinrich Hartung 1746. in groß 8.

Sind nächsten Sommer zwey Jahre verflossen, daß die Universität zu Königsberg in Preussen, ihr zweytes hundertjähriges Jubelfest gefeyret hat. Viele in Deutschland, die von einer außer ihren Grenzen liegenden hohen Schule keinen rechten Begriff hatten; oder auch wohl aus gewissen Vorurtheilen nicht haben wollten, wünschten eine ausführlichere Nachricht von derselben zu erhalten: weil sie von Männern, die in der gelehrten und Kirchengeschichte erfahren sind, hörten; daß diese Universität eine von den merkwürdigsten sey, die seit der Reformation gestiftet worden. Diesem Verlangen und Wünschen nun hat der Herr D. Arnold, der zugleich königlicher Hofprediger, und ordentlicher Lehrer der Theologie daselbst ist, eine Gnüge thun wollen, indem er sich entschlossen, diese ausführliche

Historie derselben abzufassen; und man kann ohne Häuchelen sagen, daß diese Geschichte nicht leicht in bessere Hände hätte fallen können.

In der Vorrede meldet der Herr D. daß er bereits vor 20. Jahren sich an die Geschichte der dasigen Universität gewaget, davon der Entwurf in dem IV. Bande des erläuterten Preussens, welches der berühmte Herr Prof. Lillenthal ans Licht gestellet, eingedrucket worden. Die damalige Jugend aber des Herrn D. dienet ihm iso zur Entschuldigung, warum dieselbe nicht ganz vollkommen gerathen. Es sind auch in dem V. Buche desselben Erl. Preussens bereits einige Zusätze und Verbesserungen dazu gemacht worden. Als nachmals der Herr Verfasser selbst unter die Zahl der öffentlichen Lehrer der Königsbergischen Schule gesetzt ward, bekam er mehr Gelegenheit seine vorige Sammlung dahin gehöriger Umstände zu ergänzen, und zu vermehren; ob er es gleich noch nicht Willens war, eine ausführliche Geschichte der Universität auszufertigen. Allererst das oberrühmte Jubelfest, hat ihm diesen Entschluß veranlassen: doch da die Materien ihm unter der Hand gewachsen, hat er sich auch entschließen müssen, die Arbeit in zwey Bände abzuthellen; davon iso der erste wirklich erschienen ist.

Der Herr Verfasser entschuldiget sich, daß vielen von seinen Lesern, manches, was darinn enthalten ist, überflüssig bedünken möchte. Allein erstlich ist dieses bey solchen Arten von Schriften schwerlich zu vermeiden: sodann, ist einheimischen Lesern manches deswegen unnöthig, weil sie es schon wissen; da es
 doch

doch Auswärtigen und Fremden gemeldet werden muß: wie denn auch diesen bisweilen etwas gar nicht nützen kann, welches doch den einheimischen eine nöthige Nachricht giebt. Manches aber hat er freylich auch darum entweder kurz fassen, oder gar auslassen müssen, weil er keine Nachrichten davon gehabt. Hierbey rühmt er nun die Güte verschiedener Gönner, die ihm mit nöthiger Hülfe an die Hand gegangen: wo er sonderlich den auf der akademischen Bibliothek vorhandenen Vorrath rühmet. Die Schreibart entschuldiget er sonderlich, wegen der in akademischen Sachen häufig vorkommenden griechischen und lateinischen Wörter, die nicht wohl zu vermeiden gewesen. Sonst kann man aber dem Herrn D. das Zeugniß geben, daß er in der historischen Schreibart sich der rechten Mittelstraße bedienet, und weder zu schwülzig und künstlich; noch zu niedrig und pöbelhaft geschrieben habe.

Das I. Cap. handelt von dem Zustande der Gelehrsamkeit in Preußen vor Stiftung der Universität. Zu den Zeiten des Ordens hat man an die Aufnahme der Wissenschaften nicht viel gedacht. Es gieng, wie sonst überall im Pabstthume, vor der Reformation, her: außer daß der Hohemeister Winrich von Kniprode, der von 1351. bis 1382. regieret, etwas zu thun bemüht gewesen. Er soll nämlich gesagt haben: es würde dem Orden zwar nicht an Geld und Gut, aber wohl an Klugheit und getreuer Leute Rath fehlen. Er hielt deswegen in Marienburg, wo damals der Sitz des Ordens war, gelehrte Leute, aus Deutschland und Italien, welche die Ordensbrüder

unterweisen mußten: brachte es auch soweit damit, daß viel fremde Herren nach Preußen reiseten, sich die dasigen Verfassungen bekannt zu machen. Man schickte auch von ferne schwere Sachen zur Entscheidung dahin; und hatte das Sprüchwort: **Wer sich Flug dünke, der solle versuchen, ob er die Brüder in Preußen betrügen könne.** Er hat also in den andern Städten sowohl, als sonderlich zu Königsberg, und hier zwar zwei Schulen zugleich, angelegt: wie denn auch in Elbing schon eine gute Schule gewesen seyn muß, weil die Königsb. Cathedral-school nach ihrem Muster angelegt worden.

Conrad Zöllner von Rottenstein, war der folgende Hohenmeister, und suchte 1387. zu Culm, die vormals die Hauptstadt in Preußen war, eine hohe Schule anzulegen. Pabst Urban gab den Freyheitsbrief dazu, davon hier in den Beylagen der Abdruck befindlich ist. Sie erhielt alle Freyheiten und Vorrechte der Akademie zu Bononien; auch das Recht Doctoren aller Facultäten zu machen. Allein durch die Nachlässigkeit der Mönche ist diese hohe Schule längst in Verfall gerathen: und seit 100. Jahren wird nur ein Professor von Cracau geschickt, der über die dasigen Schulen die Aufsicht hat, und selbst die Rhetorik und Poesie lehret.

Vom 15ten Jahrhunderte findet man wenig Nachrichten, die etwas hieher gehöriges betrafen. Als Vladislaus Jagello, bey Tanneberg, den berühmten Sieg über den Orden erhielt, hat er 1410. den Danzigern gewisse Befreyungen ertheilet, aber das Jus Patronatus über die Marienkirche und Pfarrschule sich

sich selbst vorbehalten; und also ist damals auch in Danzig schon eine Schule gewesen. In Thorn muß auch schon dergleichen geblühet haben; weil man findet, daß Nic. Copernicus, die große Zierde von Preußen, der 1472. gebohren worden, den Grund seiner Studien darinnen gelegt: wie Gassendus in seinem Leben berichtet. Auch zu Culm ist außer der Akademie, noch eine Schule gewesen, wie Jamelius erwiesen hat: wiewohl sie nachmals auch in Abnahme gerathen ist. Der letzte Rector derselben ist M. Wildenberg, ein Schlesier gewesen: der, als im Anfange des sechszehnten Jahrh. eine Theurung in Preußen gekommen, seine Schüler beredet, mit ihm nach Goldberg zu ziehen, da denn eine neue Schule gestiftet worden.

Zur Zeit der Reformation Lutheri aber gewann es ein ganz ander Ansehen um die Wissenschaften, wie überall, also auch in Preußen. Die eingegangnen Schulen wurden wieder in Stand gesetzt, und selbst die Päbstischen nahmen sich evangelische Rectoren. Man wollte auch die hohe S. zu Culm wieder aufrichten. Allein der treffliche Marggraf Albrecht, erster Herzog in Preußen, hat sich den größten Ruhm in Beförderung der Gelehrsamkeit erworben. Er sah wohl, daß wofern die evangelische Lehre, die er angenommen, und in Preußen eingeführet hatte, dauerhaft seyn sollte; nothwendig ein Borrath von tüchtigen Schul und Kirchenlehrern vorhanden seyn mußte. Aus Deutschland dieselben kommen zu lassen, war zu kostbar und weitläufig. Wo sollten auch damals in Wittenberg so viele Leute herkommen, als

man in Preußen zu Besetzung so vieler Pfarren und Schulämter nöthig hatte; die noch zum Theil der polnischen, oder auch der Littauischen Sprache kundig seyn mußten? Die jungen Leute alle auf deutsche Universitäten zu schicken, war auch zu kostbar. Daher faßte der gottsel. Markgraf den Entschluß, selbst eine hohe Schule zu stiften.

Nachdem er nämlich die niedern Schulen seiner Vorsorge gewürdiget, und sie in bessern Stand gesetzt, richtete er ein Archipädagogium auf, und zwar als einen Vorläufer der Universität selbst. Sobald Johann Brißmann nach Königsberg gekommen, an der Thumkirche das Pfarramt zu bekleiden, hat er auch in dem Refectorio Canonicorum für junge Leute die Theologie gelesen: wie denn seine Anmerkungen über die Epist an die Römer die er 1534. daselbst vorgelesen, auf der Königsb. Stadtbibliothek vorhanden sind. Um das 1534ste Jahr hat der Markgraf auch die Schloßbibliothek angelegt, die 1540. merklich vermehret worden, in der Absicht, daß sie der vorhabenden Akademie zu Diensten seyn sollte. Dahin gehört auch die, 20. Jahre vor der gestifteten Universität, zu Königsberg angelegte Buchdruckerey: die also 1524. schon ihren Anfang genommen.

Das Zweyte Capitel handelt von dem Königsbergischen Pädagogio. Wir werden uns dabey aber nicht lange aufhalten, weil dieses Gymnasium nur eine neue Stufe gewesen, dadurch die dasige Gelehrsamkeit hinaufgestiegen. Es ist auch selbiges bald nach gestifteter Universität ganz aufgehoben, und die Einkünfte desselben sind dieser zugeschlagen worden.

Die

Die Stiftung desselben ist 1541. den 24. October unterschrieben. Es wurden darinn außer den freyen Künsten, auch die höhern Facultäten schon gelehret, und war alles umsonst. Der Rector desselben ward Archipædagogus genennet; zur Versorgung desselben und der übrigen Lehrer wurden jährlich 3000. Mark gezahlet, ein neues Gebäude dazu aufgeführt u. s. f. Es hat selbiges sich aber nicht länger, als bis 1619. erhalten, da es Churf. Joh. Sigismund, auf Ansuchen der Akademie aufgehoben hat.

Die Archipädagogi desselben sind nach der Ordnung gewesen. 1.) M. Abraham Culmensis. 2.) Guilielmus Gnapheus 3.) M. Georg. N. 4.) M. Bonaventura vom Stein 5.) M. Nicolaus Jagenteufel. 6.) M. Urban Stürmer 7.) M. Johann Rückfer. 8.) M. Joh. Campingius. 9.) M. Bal. Lauben. 10.) M. Paul Weiß 11.) M. Andr. Iris 12.) M. Georg Scholastinus 13.) M. Joh. Olearius 14.) M. Laur. Pantanus, 15.) M. Mart. Winter 16.) M. Casp. Verband 17.) M. Joach. Eindarsus 18.) M. Casp. Clee. 19.) M. Joh. von Geldern 20.) M. Ge. Nylius 21.) M. Ge. Reimann 22.) M. Ge. Radicius 23.) M. Andr. Krebs 24.) M. Friedr. Heilsberger. 25.) M. Matthäus Reimer und 26.) M. Crispin Klugmihel. Die meisten von diesen sind ihrer guten Verdienste wegen, wieder zu andern Aemtern befördert worden.

Im dritten Cap. wird die Stiftung der Universität selbst beschrieben. Kaum hatte das Gymnasium zwey Jahre gestanden, so erfüllte der Markgraf sein Versprechen: obwohl die förmliche Einweihung erst

vier Jahre hernach geschehen konnte, als nämlich schon Professoren und Studenten genug vorhanden waren. Von diesen waren schon viele in die Matrikel geschrieben, als Ge. Sabinus, der erste Rector Magnificus, in Königsberg ankam. Snaepheus gab 1543. ein Drama, Hypocrisis genannt, heraus, welches er einige Wochen vorher in der Zuschrift datirt hat, in Academia recens ibi tum instituta Anno sal. nostr. 1543. VIII. Cal. Aug. Und Melch. Zsinder, hat auf der lat. Uebersetzung des Briefes, welchen Melanchthon an den Markgr. Albrecht de aperiendo ludo litterario liberalium artium im Jul. 1544. gestellet, sich bereits Professorem novæ Academiæ Regiomontanæ genennet. Hieraus sieht man denn, daß sich der gottsel. Markgr. des Raths der gelehrtesten Männer bey seinem Vorhaben bedienet habe.

Der Herr Verfasser berichtet hierauf, was diesen Herrn bewogen, mit Stiftung der Akademie zu eilen: welche Worte wohl werth sind, aus dem den 20. Jul. 1544. ausgegeb. Programma angeführt zu werden. Er bezeuget nämlich daselbst: „Er habe sich „hierzu um Gottes willen verbunden geachtet, als „welchem kein angenehmer Opfer gebracht werden „könne, als wenn für die Fortpflanzung und Ausbrei- „tung der heilsamen lehre Sorge getragen wird. Es „fordere solches auch die Dankbarkeit gegen seine „Preußische Unterthanen, ihrer bey manchen gefähr- „lichen Umständen, ihm erwiesenen Treue und Ta- „pferkeit wegen. Er habe aber auch den benachbar- „ten und angrenzenden Ländern und Provinzen, gleich- „falls zu Hülfe zu kommen gesucht, und wünsche, bey „sei-

„seiner ganzen Regierung nichts so ernstlich, als durch
 „die Ausbreitung des Erkenntnisses Gottes, bey der
 „Nachwelt und allen Völkern sich aufs beste verdient
 „zu machen.“

Hierzu ist noch die besondere Liebe Markg. Albrechts zur Gelehrsamkeit gekommen. Er hat oft den theologischen Disputationen, ja auch so gar den Vorlesungen der Professoren beygewohnet; und muß also selbst das Latein verstanden haben. Auch die angelegte Schloßbibliothek zeigt ein gleiches: von welcher der berühmte Gottesgelehrte Martin Chemnitz in der Zuschrift seines Examinis Concilii Tridentini, an den jungen Marggr. Albrecht Friedrich rühmt: daß er es für das größte Glück ansieht, welches ihm Gott zur Zeit seines Studirens widerfahren lassen, daß er sich derselben zu bedienen Gelegenheit gehabt. Auch Draconites giebt derselben das Zeugniß: er habe dergleichen Bibliothek nie gesehen, die so voll brauchbarer Bücher aller vier Facultäten gewesen. Endlich zeigt auch davon die Freygebigkeit des Markgrafen, gegen auswärtige Gelehrte, z. E. den berühmten Erasmus Reinhold, Professorn der Mathematik zu Wittenberg, der an denen, aus Copernici Libris Revolutionum cœlestium gezogenen Tabulis, sieben Jahre gearbeitet, und wozu ihm Mg. Albrecht die Unkosten reichlich gegeben; wie dieser selbst in der Zueignungsschrift an denselben rühmt und ihn deswegen dem Könige in Castilien Alphonsus, billig an die Seite setzt, auch seine Tabulas darum Prutenicas genennet hat.

Außer diesem hatten die Landstände inständigst darum angehalten, ja selbst die durchlauchtigste Gemahlinn des Marggrafen, Dorothea, eine königl. Dänische Prinzessin, hat viel dazu beygetragen: wie Sabinus in der III. Elegie des VI. Buchs schreibt:

*Illa suum Dominum, quo conderet atria Musis,
Impulit, hocque pium sedula iuvit opus.*

Ja sie selbst hat zehn junge Edelleute auf ihre Kosten studiren lassen; und selbst aus ihrem Leibgedinge einen ziemlichen Theil der akademischen Gebäude aufgeführt. Endlich haben auch der preußische Canzler D. Joh. von Kreuzen, und der damalige Bischof von Samland, Georg von Polenz, nicht wenig zu Stiftung dieser Universität beygetragen.

Daß nun die Stadt Königsberg eben dazu erwählet worden, kam theils daher, weil schon das Gymnasium daselbst war, welches der Akademie zur Seite stehen sollte: theils weil dieses die Residenz des Marggrafen war, und ihm also Gelegenheit gab, das Verhalten der Lehrenden und Lernenden desto besser zu bemerken. Hierzu kam, daß Königsberg, als eine blühende Handels- und Seestadt, durch das starke Gewerbe mit allen auswärtigen Landen viele Vortheile verschaffte, die anderswo nicht allemal zu haben sind. Zu geschweigen, daß an einem Orte, wo alle hohe Collegia, die zu einer Landesregierung gehören, befindlich sind, auch die studirende Jugend besser Gelegenheit hat, sich in solchen Dingen umzusehen, die sie dereinst zu solchen Aemtern geschickt machen. Endlich rechnet der Hr. D. noch zu den Vortheilen der Universitäten, die in großen Städten angelegt worden,

den, daß die Professores daselbst durch Bedienungen bey den Kirchen und hohen Gerichten, auch durch die Medicin mehr Gelegenheit haben, ihren Unterhalt reichlicher zu finden; und NB. es nicht nöthig haben, des Brodts wegen, die gelehrte Welt mit unnützen und überflüssigen Schriften zu beschweren. Es könnte aber leicht kommen, daß andre solche Nebenbedienungen der Professoren auf Universitäten, nur für Hindernisse ihres Fleißes ansähen, den sie sonst ganz und gar dem Lesen und Schreiben hätten widmen können. Wenigstens besinnen wir uns, daß die geistlichen Lehrer einer benachbarten Universität, eben von dieser Seite den Werth der Königsbergischen hohen Schule niederzuschlagen gesucht. Denn daß es so schlechterdings ein Lob für akademische Lehrer sey, wenn sie nichts schreiben, wird wohl der Herr Verfasser selbst nicht behaupten; da wir theils von ihm, theils von andern gelehrten Männern der Königsbergischen Universität verschiedene wohlgerathne Schriften in Händen haben. Unnütze Bücher aber gehen nicht ab, und finden keine Verleger, bringen also auch nichts ein, und verbiethen sich also von sich selbst.

Gleichwohl ist man einmal auf die Gedanken gekommen, die Universität von Königsberg nach Welau, einer sieben Meilen von da gelegenen Stadt zu verlegen, die nachmals durch die berühmten Pacta Welaviensia berühmt geworden. Allein der Tod Markgr. Georg Wilhelms, der mit diesem Vorhaben umgegangen, hat es gänzlich unterbrochen; und so ist die Akademie 200 Jahre beständig da geblieben, wo sie zuerst gestiftet worden.

Hier-

Hierauf theilt der Hr. Verfasser einen Abriß derjenigen Schaumünze mit, die im Golde vier Ducaten schwer, auf die Stiftung der Universität geschlagen worden: und giebt uns das Verzeichniß der Professoren, die gleich anfangs daselbst gewesen. Sie sind: I. Georg Sabinus, Rector. II. Kapagellanus, Theologus. III. Jonas, Iureconsultus. IV. Placotomus, Medicus. V. Culvensis. VI. Tsin-der, Decanus artium. VII. Hoppe. VIII. Reinich. IX. Gnaphæus, Archipädagogus. X. Mittag. XI. Pontanus.

Noch in dem Jahre der Einweihung schrieb Sabinus an seinen alten Freund und Gönner, den Card. Petrus Bembus, daß der Markgr. auch die neue Universität gern bestätigt zu sehen wünschen möchte; damit sie auch Promotionen anstellen könnte; daher er ein päpstliches Privilegium zu haben wünschte. Man machte aber in Rom Schwierigkeiten, und wollte erst des Kaisers Confirmation sehen: da doch Preussen gar nicht zum Reiche gehörte; sondern damals bey Pohlen zu lehn gieng. König Sigismund August erteilte also 1560. den 28 Merz zu Wilna das Privilegium, so unter den Beylagen No. 10. befindlich ist, dadurch diese neue Universität eben der Freyheiten theilhaftig worden, die der Cracauischen vorlängst eigen gewesen.

Das vierte Cap. handelt von den Besoldungen der Professoren; wobey wir uns nicht aufhalten können. Das fünfte von den Privilegien der Akademie, welche allerdings so ansehnlich sind, als irgend eine in Deutschland sich zu haben rühmen kann. Sie hat die

die völlige Jurisdiction über alle ihre Glieder, Bediente und Verwandte, auch in Criminalsachen, sogar wenn sie capital sind; die Befreyung von allen bürgerlichen Beschwerden, von der Accise, Meße und Quartiergeldern; die Freyheit, daß jeder Professor jährlich ein Gebräude Bier, ohne Abgaben, brauen, imgleichen im Pregelstrome fischen, und Handwerker in seinem Hause setzen darf: ja auf dem Markte sollen sie auch den Vorkauf vor andern Leuten haben &c. Sie haben ein freyes Begräbniß für sich, ihre Frauen, Wittwen und unverehlichte Kinder; sie dürfen ihre Bücher und Kleider nicht in die Theilung bringen; die Universitätsverwandten sind auch von der Quarta detractus, oder dem Abzugsgelde frey. u. s. w.

Das VI Cap. handelt von den akademischen Statuten und Verordnungen überhaupt. Das VII von den Verordnungen für die Lehrenden. Das VIII von den Verordnungen wegen der Lernenden. Das IX von den Anstalten für arme Studirende, wobey denn eine ausführliche Nachricht von verschiedenen Stiftungen befindlich ist, z. E. von dem Convictorio, oder der Communität, darinn täglich zweymal über 100 Studirende, um ein geringes gespeiset werden; von den königl. Alumnis, die ganz umsonst speisen und wohnen; von der Aufsicht, und den halbjährigen Prüfungen derselben; von dem Deconomo und seinen Einkünften, u. d. gl. Von diesem allen sind viel artige und merkwürdige Dinge angeführt; darunter sonderlich zu wissen ist, daß die Alumni so wohl frühe, (und zwar im Sommer um fünf, und im Winter um 6 Uhr) als Abends um 8 Uhr zu einer Bethstunde sich versamm-

versammlen müssen, wobey einer ihrer Inspectoren zugegen ist, der ihnen hernach eine nützliche Sache vorträgt. Hierbey kommen die Verzeichnisse der Inspectorum primariorum, die seit mehr als hundert Jahren lauter Professores sind; und der Secundariorum, welches insgemein von den ältesten Magistris, auch wohl Professores extraordinarii zu seyn pfiegen. Die Zahl der ersten hat sich in den 200 Jahren auf XXI. erstreckt, davon der ige noch wirklich lebende, Hr. D. Christoph Langhansen ist, Professor der Mathematik, und der Theologie, wie auch königlicher Hofprediger. Die Zahl der letztern geht schon bis auf 64, weil sie gemeinlich zu andern wichtigern Aemtern befördert zu werden pfiegen. Der 59ste darunter ist der berühmte Hr. Prof. Lilienthal gewesen, ein Mann, der durch seine gelehrte Schriften sich um die gelehrte Historie, und sonderlich die preußische Geschichte verdient gemacht. Dessen geschickter Hr. Sohn, ist seit 1744. auch in diesem Stücke, in seines Hrn. Vaters Fußtapsen getreten; auch dabey Theol. D. und Prof. extraord. geworden.

Hier hört der I. Theil dieser Historie der königsbergischen Universität auf, wobey wir aber noch der vielen Beylagen und Documenten gedenken müssen, die allein 500 Seiten austragen, da die Geschichte an sich selbst nur viertehalb hundert Seiten füllet. Es sind aber auch die völligen Statuten der Universität überhaupt, und aller Facultäten, nebst vielen andern in Kirchen und Schulsachen ergangenen markgräflichen, Churfürstlichen und königlichen Verordnungen, merkwürdigen Briefen und andern Stücken mehr dabey

ben befindlich; die den Liebhabern der gelehrten Historie nicht, anders, als angenehm seyn können.

Der andre Theil wird nächsten Sommer, und vielleicht auf nächste Ostermesse schon fertig werden, und hier in Leipzig bey dem Verleger dieser Monatschrift, nebst dem ersten zu haben seyn. Er wird in sich halten,

Das X. Cap. von den Stipendien, in welchem von allen im ganzen Lande befindlichen Stipendien eine zulängliche Nachricht ertheilet werden wird.

Das XI. Cap. von den akademischen Gebäuden.

Das XII. Cap. von den Buchdruckern und Buchführern.

Das XIII. Cap. von dem akademischen Senate, nebst einem Verzeichniße der sämtlichen Rectoren dieser Akademie, von 1544. an, bis jeko.

Das XIV. Cap. von der theologischen,

Das XV. XVI. und XVII Cap. von den übrigen Facultäten, nebst den vornehmsten Lebensumständen, und einem Verzeichniße der Schriften aller Professoren, so bey dieser Akademie, von derselben Stiftung an, gestanden, auch eine Anzeige aller, so bey den obern Facultäten promoviret haben.

Das XVIII Cap. von den akademischen Schicksalen, in welchem zugleich von denen außer ihrem Vaterlande berühmt gewordenen Preußen, so allhier studiret, gehandelt, und zum Beschlusse eine kurze akademische Chronik, oder ein chronologisches Verzeichniß der merkwürdigsten Dinge, so bey dieser Akademie vorgefallen, hinzugesetzt werden soll.

Der Druck dieses Buches ist so schön, als man ihn hier in Leipzig, aus den besten Druckereyen gewohnt ist. Und ein jeder wird unschwer sehen, daß man dem fleißigen Hrn. D. Arnold für die auf dieses Werk verwandte Mühe vielen Dank schuldig ist. Es wäre nur zu wünschen, daß der Hr. Doctor auch die Acta Iubilaei II. Academiae Regiomontanae, entweder dem II Bände dieser Historie beysügen, oder sie doch besonders zusammen gedruckt ans Licht stellen möchte: weil man in Deutschland, wegen Entlegenheit der Orter, von solchen kleinen Schriften wenig oder nichts zu sehen bekömmt; viele aber auf die Gedanken gerathen, eine Universität sey ausgestorben, von der man in unsern Buchläden nichts zu sehen bekömmt.

• * * * * *

VII.

Fortsetzung der Fontenellischen Gedanken von der Dichtkunst.

§. 46.

Sir haben gesehen, was dazu gehöret, daß eine Person rührend werde; dieß wirken nämlich entweder ihre Unglücksfälle, oder ihre Tugenden: die Personen werden aber noch viel rührender, wenn sie alles beysammen, sowohl Tugenden, als große Unglücksfälle besitzen. Wie wäre es indessen, wenn gar die Tugend selbst Unglücksfälle nach

nach sich zöge? Hier würde gewiß die Liebe des Zuschauers noch viel weiter gehen. Ein Unglück ist um so viel rührender, je weniger derjenige, den es betrifft, solches verdienet hat. Wenn Roderich, so tugendhaft und edel er auch ist, eine Geliebte verlöhre, von der er zärtlich geliebet wird, so würde man ihn allerdings beklagen: allein er verlieret sie darum, weil er seiner Pflicht gegen seinen Vater eine Genüge gethan hat: was ist ihm nunmehr der Zuschauer nicht für Mitleid schuldig? Chimene ist in eben den Umständen: aber freylich ist auch diese Materie die schönste, davon man jemals gehandelt hat.

§. 47. Nach denen Unglücksfällen, darein man seiner Tugend wegen geräth, sind diejenigen die rührendsten, darein man wegen fremder Verbrechen, oder aus Ungerechtigkeit anderer Leute verfällt. Die unterdrückte Unschuld ist allemal lebenswerth, und die Liebe, so man zu ihr trägt, wird durch den Haß noch verdoppelt, den man auf ihre Verfolger wirft. In dergleichen Materien kann man nun die Tyrannen mit nie zu schwarzen Farben schildern; indem der Abscheu, den man vor ihnen bekommt, dem Helden zum Vortheile gereicht. Cleopatra und Nero machen, daß man den Britannicus und die Rodogune liebet. Die Liebe zur Tugend, oder der Haß des Lasters, das sind einerley Empfindungen unter zwey verschiedenen Gestalten, und es ist zur Abwechslung und Verwirrung der Schaubühne gut, daß sie sie alle beyde annehmen.

§. 48. Es giebt auch noch eine Art beweglicher Unglücksfälle, und das sind diejenigen, darein der

Held durch eine Schwachheit fällt, die zu entschuldigen ist; die einzige Schwachheit aber, die man einem Helden vergiebt, ist, wie bereits gesagt worden, die Liebe. Man beklagt nämlich diejenigen, die dadurch unglücklich werden, fast eben so sehr, als diejenigen, welche durch ihre Tugend in Unglück kommen, wie dieß aus dem Beispiele der Ariane und Berenice erhellet. Gleichwohl muß man sich erinnern, daß eben diese Zuschauer, die der Liebe so sehr gewogen sind, übel zufrieden seyn würden, wenn selbige über irgend eine edlere Empfindung siegen sollte. Es ist also der Liebe zwar erlaubt, den Helden in Unglück zu bringen, aber nicht, ihn in Schande zu stürzen.

§. 49. Die Unglücksfälle endlich, darein man weder durch eigene Tugend, noch durch anderer Laster, noch durch eine Schwachheit, die zu entschuldigen ist, sondern durch ein bloßes Schicksal verfällt, wie z. E. des Oedipus Unglück ist, diese schienen am wenigsten zu rühren: nicht als ob sie nicht einen gewissen Abscheu erregten; allein sie rühren die Leute nicht so, daß man vielen Antheil daran nimmt. Man erzähle jemanden die Geschichte eines Menschen, der von demjenigen vergeben wird, den er in seinem Testamente zum Erben erkohren, ja dem er so gar noch im Sterben viel zärtliche Sachen sagt. Man erzähle jemanden die Geschichte eines Menschen, der vom Donner erschlagen worden: was für Empfindungen werden wohl diese zwei Begebenheiten in uns erregen? Es ist wohl wahr, daß eines Theils die Schändlichkeit des Undanks, und auf der andern der Donnererschlag einem ein Schaudern erwecken: allein dieser abscheu

abscheuliche Undank macht uns demjenigen gewogen, der ihn auszustehen hat, und man beklaget ihn zärtlich; dahingegen der Donnerschlag uns gegen denjenigen, der davon erschlagen worden, sehr gleichgültig läßt, denn seine Person wird uns deswegen nicht theurer. Man hasset, ja man verfluchet den Giftmischer; denjenigen aber, der den Donner entstehen lassen, den kann und soll man nicht hassen. Kurz, dieser letzte Zufall macht einem einen entseßlichen Begriff, davon man die Einbildungskraft sobald als möglich abwendet; dahingegen der andere in uns ein Mitleiden erregt; das man mit einer gewissen Art von Gefälligkeit unterhält, und ein Beweis hiervon ist, daß man gar gern auf alle Umstände von dem Tode dieses vergifteten Menschen acht geben, und sie mit einer Art eines Vergnügens alle recht ins Licht stellen wird. Nun ist gar leicht zu sehen, daß des Oedipus Unglück, mit dem Donnerschlage einerley ist, und nichts mehrers wirken kann, als jener. Man hat vom Oedipus, und denen Stücken, die ihm gleichen, nichts als eine unangenehme und fruchtlose Ueberzeugung, von dem Elende der menschlichen Natur.

§. 50. Wenn die Personen einmal lebenswürdig sind, es sey nun wegen ihrer Tugend, oder wegen ihrer Unglücksfälle, oder wegen aller beyden zugleich, wenn unser Herz einmal für sie eingenommen ist; so rühret uns alles, was ihnen begegnet: ihre Freude und ihr Schmerz ist auch unsere Lust und Misvergnügen. So zärtlich wir indessen auch gegen sie gesinnet sind, so ungern würden wir sie dennoch beständig in Freuden sehen, und man kann sie uns gar

wohl das ganze Stück hindurch im Schmerze vorstellen. Woher kommt doch aber diese so seltsame Grille? Allem Ansehen nach daher, weil alle Menschen zu Schmerzen empfindlicher sind, als zur Freude. Da nun der Schauplatz, so wie wir vorhin erkläret, alle Empfindungen vermindert; und diese beyden auf gleiche Art vermindert werden: so behält der Schmerz noch Stärke genug, um uns zu rühren, die Freude aber wird zu schwach. Daher muß ein Auftritt zweener vergnügten Liebenden sehr kurz seyn; der Auftritt unglücklicher Liebhaber hingegen, die bey allen Umständen ihres Unsterns stehen bleiben, kann ziemlich lang seyn, ohne verdrießlich zu werden. Hierzu kommt noch eine andere Ursache, die aber vom Verstande hergenommen ist. Die Neugierde nämlich hat bey glücklichen Leuten nichts mehr zu thun: sie verläßt also dieselben, wofern sie nicht etwa Ursache hat, vorauszusehen, daß sie bald wieder in Unglück gerathen werden, und damit beschäftigt ist, diese Stelle zu erwarten. Alsdann verändert dieses Widerspiel dasjenige, was man dem Verstande vorstellt, und die Leidenschaften, die das Herz erregen, auf eine angenehme Art.

§. 51. Die Empfindungen, welche man gegen den Helden hat, müssen, wo möglich, beständig zunehmen: zum mindesten würde es unerträglich seyn, wofern sie in Abnahme geriethen. Eine Schwachheit, sie sey so geringe sie wolle, an einem Character, der bis dahin erhaben zu seyn geschienen; eine mindere Gefahr, ein kleiner Unglück, das auf ein größeres folgte, alles dieses mußte nothwendig misfallen.

Wenn

Wenn das Herz einmal an eine lebhaftere Bewegung gewöhnet ist, so ist es weder mit der Ruhe, noch mit einer gelassenern Empfindung zufrieden.

§. 52. Je mehr der Held geliebt wird, desto besser ist's, daß man ihn zuletzt glücklich werden lasse. Man schicke ja den Zuschauer nicht mit dem Schmerze nach Hause, daß er das Schicksal eines tugendhaften beklage. Wenn man lange genug seinetwegen gezittert hat, so ist es gewiß, daß man sich befriediget findet, wenn man ihn außer Gefahr läßt: und wenn dieses gleich, wo möglich, bis auf den allerletzten Auftritt verspart, und der Zuschauer gleich nur einen einzigen Augenblick davon gerühret wird, so ist doch eben dieser Augenblick sehr wichtig; denn es scheint, daß dessen Wirkung sich auf das ganze Stück zurück erstrecke, ob es gleich schon vorbei ist, und alles, was man gesehen, verschönere. Es giebt eine gewisse Ordnung der Dinge, welche will, daß die Tugend glücklich seyn soll, und dasjenige Stück, welches dieselbe so lange verletzet, muß wenigstens in der Auflösung des Stückes die Sache wieder gut machen. Die schönste Lehre, welche das Trauerspiel den Menschen geben kann, ist, daß selbiges sie lehre: daß die Tugend, ob sie gleich unterdrücket und verfolget wird, dennoch zuletzt den Sieg behalte.

§. 53. Ein von dem Helden selbst erwählter Tod, um dadurch einem größern Unglücke zuvor zu kommen; ein Tod, wie Catons seiner, wie der Sophonisbe ihrer, oder des Camilla seiner, der muß allhier nicht mit unter diejenigen unglücklichen Auflösungen gezählt werden, die den Zuschauer misvergnügt lassen.

Der Held stirbt zwar; das ist wahr! allein er stirbt edelmüthig; er macht sich sein Schicksal selbst; man bewundert ihn so sehr, als man ihn bedauret. Und ob er gleich ein Beyspiel läßt, welches anist unter uns sehr böse ist; so ist es dennoch ein Beyspiel, welches nicht eben sehr gefährlich ist. Die unangenehmen Auflösungen sind diejenigen, wo der Held in der Unterdrückung stirbt, oder das Laster über die Tugend den Sieg erhält.

§. 54. Ungeachtet wir bisher das Trauerspiel in Absicht auf den Verstand und das Herz betrachtet haben; so haben wir solches dennoch nur auf einer gewissen Seite gesehen: und um zu zeigen, was dieses für eine sey; so müssen wir ein wenig weiter zurücke gehen. Man stelle sich Lucians Beschauer vor, welcher mitten in den Wolken betrachtet, was sich unter den Menschen zuträgt. Es ist unstreitig, daß dieser Mensch sich bey gewissen Gegenständen viel lieber aufhalten wird, als bey andern. Sähe er etwas wichtiges, das unter ansehnlichen Leuten vorgienge, deren Character sehr selten wäre; und wenn nun in der Folge nichts vorgienge, als was eine Neugierde ungeduldig machte, hingegen auch nichts, welches dieselbe nicht erweckte, und in Erstaunen setzte, nichts, dessen man sich nicht sehr lebhaft annähme; kurz, wenn eine solche Handlung alle Eigenschaften hätte, die wir bisher von einem Trauerspiele erfordert haben: so würde der Beschauer unfehlbar dieselbe viel lieber, als irgend eine andere mit den Augen verfolgen; und sie würde sich auch unfehlbar auf der Schaubühne sehr gut ausnehmen.

§. 55. Woher kömmt es aber, daß gewisse Umstände dabey seyn könnten, die unserm erdichteten Beschauer gefallen würden; und dennoch denenjenigen misfallen könnten, die dieselben auf der Schaubühne sähen? Daß z. E. in dem Augenblicke, da diese Handlung am allerhitzigsten, und der Ausgang derselben am aller ungewissesten wäre, dieselbe sich durch etwas änderte, das man durchaus nicht voraus sehen können; durch einen ungeschickten Zufall, oder durch eine Person, die bis dahin gar nichts mit der Sache zu thun gehabt hätte. Der Beschauer wird diese Auflösung mit einer Verwunderung erblicken, die um so viel angenehmer ist, je weniger er sich solche vermuthet hatte: man bringe hergegen eben diese Auflösung auf die Schaubühne, so wird jedermann ein Misfallen daran haben. Es ändere jemand, der in gedachte Handlung mit verwickelt ist, entweder aus Ueberdruß, oder aus natürlicher Unbeständigkeit seine Gedanken und Entschliessungen: so wird dieses dem Beschauer gefallen; ja Welch ein weites Feld von Betrachtungen würde solches nicht demjenigen eröffnen, der das Herz der Menschen gern erforschet! Auf der Schaubühne hergegen würde nichts unerträglicher seyn. Würde dem Beschauer wohl was daran gelegen seyn, daß die ganze Handlung eben an einem und demselben Orte, und durchaus innerhalb vier und zwanzig Stunden geschähe? Nichtsweniger! denn wir sehen voraus, daß er allenthalben, wohin er wollte, mit gleicher Leichtigkeit schauen könnte, und daß, wenn gleich die Handlung länger als vier und zwanzig Stunden daurete, seine Neugierde gleichwohl immer begierig bleiben

würde. Die Schaubühne hingegen erfordert durchaus die Einheit der Zeit und des Ortes. Woher kömmt nun immermehr dieser Unterschied unter dem Beschauer, und den Zuschauern, die ein Trauerspiel vorstellen sehen? Warum thut dasjenige, was dem einen eine Gnüge thut, dem andern nicht auch eine Gnüge? Warum ist ihrer beyder Geschmack so unterschieden?

§. 56. Eine Handlung, die wirklich vor unsern Augen geschähe, würde ihre Natur in etwas ändern; bringt man sie auf das Theater, so ist's eine wirkliche Sache gewesen, anjesho aber nichts mehr, als eine bloße Vorstellung: sie war so zu reden, ein wirkliches Werk der Natur; anjesho ist sie ein Werk der Kunst. Hierdurch nun eben wird sie neuer Schönheiten und neuer Fehler fähig. Bisher haben wir nur die Schönheiten oder Fehler untersucht, die sie an und für sich selbst in ihrem wirklichen und natürlichen Stande haben könnte, so wie sie außer dem Schauplaze seyn würde: und ungeachtet wir geglaubet haben, es wäre eine unnütze und gar zu beschwerliche Mühe, daß wir in allem was bisher gesaget worden, die Ausdrücke vermieden haben, die sich auf die Schaubühne beziehen und selbige vorauszusetzen scheinen; so haben wir uns doch genau an solche Begriffe gebunden, die nicht nothwendig dazu gehören, und nicht bloß eine Handlung voraussetzen, die sich nur vor den Augen des Lucianischen Beschauers zutrüge. Nunmehr wollen wir sehen, was ihm von neuem begegnet, weil es eine Vorstellung und ein Werk der Kunst ist: und durch diese zween Punkte werden wir auf die Fragen des vorhergehenden §. antworten.

§. 57. Weil diese Handlung eine Vorstellung ist, so hat sie die Wahrheit nicht mehr, und man muß selbige erfassen: denn die Menschen wollen nun einmal etwas wahres, oder doch etwas das ihm ähnlich ist. Anfänglich muß man also, wo möglich, bekannte Gegenstände nehmen, z. E. den Horaz, den Pompejus: sind sie nicht sehr bekannt, so müssen sie zum mindesten wahr und historisch seyn. Dergleichen sind der Cid und Polyuktres. Sind sie weder bekannt noch historisch, so müssen sie zum mindesten etwas historisches und bekanntes in sich haben, z. E. Heraklius, der nichts wahres an sich hat, als den bloßen Namen. Zuweilen hat man mit gutem Erfolge ganz unbekante und fabelhafte Sachen abgehandelt, wie z. E. der Timokrates ist; allein dieses Unternehmen ist nicht ohne alle Gefahr. Bey den bekantesten Materien muß man nur das Hauptwerk der Entwicklung oder Auflösung schonen: die Art aber wie die Sache sich eräuet hat, die Ursachen woraus sie entsprungen ist, die Umstände so sich dabey zugetragen, alles dieses steht in des Dichters freyer Macht. Nichts ist schöner als ein Stück, allwo der Dichter alles was der Geschichte gemäß war, beybehalten, und Sachen dazu gesezet hat, die sich gut dazu schicken. Hier scheint er nichts gethan zu haben, als daß er nur die Lücken der Geschichte erfüllet, und uns dieselbe besser gelehret hat, als wir sie zuvor wußten.

§. 58. Die Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit sind ziemlich unterschieden. Wahr ist alles, was wirklich ist; wahrscheinlich ist das, was wir glauben daß es seyn kann: und wir urtheilen nur nach gewissen
Be-

Begriffen davon, die aus unserer gewöhnlichen Erfahrung entspringen. Das Wahre erstrecket sich also unendlich viel weiter, als das Wahrscheinliche: weil das Wahrscheinliche nur ein kleiner Theil vom Wahren ist, welcher mit unsern meisten Erfahrungen übereinstimmt. Die Wahrheit braucht keiner Beweise, es ist genug, daß sie sey, und daß sie sich zeige: die Wahrscheinlichkeit hergegen hat der Beweise nöthig, sie muß, um angenommen zu werden, sich auf unsere gewöhnlichen Begriffe beziehen. Wir sind, und mit sehr gutem Grunde, wegen der unendlichen Möglichkeit der Dinge sehr ungewiß: daher nehmen wir nichts als möglich an, als was demjenigen gleicht, was wir oftmals sehen. Alles was obiger Beschauer sehen würde, das würde wahr; und eben dadurch hinlänglich bewiesen seyn: auf der Schaubühne aber, allwo alles erdichtet ist, da muß die Wahrscheinlichkeit nothwendig an die Stelle der Wahrheit treten.

§. 59. Man muß sich also sehr genau an die Wahrscheinlichkeit halten, sowohl was die Begebenheiten, als was die Charactere betrifft: es müßte denn, was aus dieser Abweichung entstünde, entweder aus den Geschichten gewiß oder sehr bekannt seyn; in welchem Falle die Wahrheit ihr Recht behauptet: und gleichwohl ist es noch gefährlich etwas Wahres vorzustellen, das nicht wahrscheinlich ist. Wenn Horaz die Camilla umbringt, so misfällt uns diese That, nicht nur weil sie sehr barbarisch ist; sondern weil es nicht sonderlich wahrscheinlich ist, daß ein Bruder seine Schwester, gewisser hitzigen Worte wegen, tödten soll, die der Schmerz, ihren Geliebten verloren zu haben,
 ihr

ihr abdringt. So gar die Geschichte scheint die Wahrheiten, die nicht sonderlich wahrscheinlich sind, nicht wohl zu ertragen; sie mildert so viel es ihnen möglich ist, die gar zu seltsamen Sachen; sie erdenkt sich Absichten und Bewegungsgründe, die der Grösse der Begebenheiten und Thaten gemäß sind; sie bemüht sich die Charactere einstimmig und gleichförmig zu machen: und eben diese Liebe zur Wahrscheinlichkeit stürzet sie zuweilen in den Irrthum. Es fehlt gar viel daran, daß die Natur nicht auch denen kleinen Regeln unterworfen seyn sollte, die unsere Wahrscheinlichkeit ausmachen, und daß sie sich denen Bedürfnissen unterwerfen sollte, die es uns beliebt hat, uns zu erdenken. Der Dichter muß sich vielmehr denselben unterwerfen, und sich in den engen Grenzen halten, darein die Wahrscheinlichkeit eingeschlossen ist.

S. 60. Die einmal festgestellten Charactere müssen sich selbst immer ähnlich bleiben; denn das Theater leidet an denselben die Ungleichheit und Vermischung nicht, die die Natur selbst ihnen wohl verstaten würde. Macht man seltsame Charactere, so muß selbst diese Seltsamkeit ihre Regel haben und einförmig seyn. Sobald der Verstand an denselben keine gewisse Folge mehr bemerkte, so bald würde er an der Wahrheit zweifeln; so bald würde der Zuschauer gewahr werden, daß er im Schauplaze ist. So auch, wenn die Personen nicht aus den Geschichten bekannt sind: so muß man die Charactere nach denen Begriffen bilden, die man gemeiniglich von ihrem Stande, vor ihrem Alter, oder von ihrem Vaterlande hat. Kurz, der Dichter denke beständig daran, daß er den

Zu-

Zuschauer betrügen muß, und daß er hierzu nicht anders, als durch eine Art von Gefälligkeit gegen alle seine Vorurtheile gelangen kann.

§. 61. Die edlen und erhabenen Charactere stehen am meisten in Gefahr, zuweilen wider die Wahrscheinlichkeit zu verstoßen. Man muß sich vor dem Uebertriebenen hüten und selbst des Corneille Helden sind hiervor nicht alle gesichert geblieben; nicht als ob es nicht auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Helden gäbe, welche von derjenigen sehr unterschieden ist, die die ordentlichen Menschen betrifft: allein auch diese Wahrscheinlichkeit hat dennoch ihre Grenzen, die sehr leicht zu merken und sehr schwer zu bestimmen sind. Im zweyten Aufzuge des Horaz misfällt die Sabine ungemein, indem sie ihrem Gemahl und ihrem Bruder vorschlägt, es solle einer von beyden sie ermorden, damit der andere sie rächen könnte, und sie dadurch rechtmäßige Feinde würden. Die Pauline hergegen bezaubert und entzückt uns, wenn sie vom Severus, den sie liebet, und den sie durch des Polyukttes Tod heirathen könnte, begehret: daß er alles sein Ansehen anwenden solle, um für den Polyukttes, den sie nicht liebet, Vergebung zu erlangen. Von diesen beyden Thaten, deren eine jede eine erhabene Seele erfordert, ist die eine natürlich und schön, die andere ist falsch und unerträglich. Um nun die Quelle dieses Unterscheides zu entdecken und zugleich fest zu setzen, wie weit die Großmuth eigentlich gehen könne, müßte man sich in gar zu moralische Betrachtungen einlassen. Alles was ich hier sagen kann, ist dieses, daß eine großmüthige Handlung um
un-

unwidersprechlich natürlich zu seyn, entweder aus einer festgegründeten Hoffnung einer grossen Ehre, oder was bey edlen Seelen wenigstens eben so mächtig ist, aus einer übergrossen Liebe zur Tugend hervorkommen muß; welche letztere noch edler ist, als jene zweyen Antriebe. Nun befindet sich Sabine in keinem von beyden Fällen, sie erhält gar keine Ehre, sie vermeidet keine Schande, sie thut auch nichts für die Tugend. Paulina hergegen thut alle diese drey Dinge zugleich. Zwar hat die Verachtung des Lebens, welche die Sabine blicken läßt, etwas edles an sich: in der Art aber wie sie sterben will, setzt sie gar keine vernünftige Absicht zum Grunde. Der Vorschlag den sie thut, hat auch noch einen seltsamen Umstand; nämlich, daß er weder von dem Gemahle, noch von dem Bruder jemals angenommen werden kann; nichts aber sieht schlechter aus, als eine großmüthige Anerbiethung, die man ohne Gefahr, daß sie angenommen werde, thut. Vielleicht ist dieses lächerliche zum theil mit Schuld, daß die alte Gewohnheit der Liebhaber von der Schaubühne verbannet worden, welche in der Verzweiflung ihren Gebietherinnen das Schwert übergaben, und dieselben auf den Knien bathen, sie damit zu durchbohren.

Der Beschluß folgt künftig.



* * * * *

VIII.

Abraham Bossens gründliche Anweisung zur Radier- und Eßkunst 2c. Diesem ist als ein Anhang beygefügt, Hrn. Gautier de Nismes Kunst zu tuschen, beyde mit dienlichen Kupfern. Nürnberg. bey Monathen.

in 8. 1745.

Segenwärtiges nützliche Werk ist schon vorhin gedruckt gewesen, und erscheint hier in einer neuen Auflage. Der Herr Herausgeber, G. A. Böckler, Archit. (und Ingenieur, wie er sich bey der Vorrede nennt, sagt, daß ers aus dem französischen übersezt, und mit Figuren erläutert habe. Vorihro hat ers mit verschiedenen Zusätzen vermehret; wie wir bald erwähnen wollen. Der Schluß der Vorrede klingt etwas böse, weswegen wir etwas davon hersezen wollen:

„Wir lassen im übrigen die undankbaren, und selbst gewachsenen Klüglinge, und grobe Mülleresel fahren, welche nur gleich den Spinnen das Gift aus den Blumen ziehen, und das Ey auf die Spitzen stellen können, wenn man es ihnen gezeiget hat.“ Eine solche Schreibart ist man heute zu Tage nicht mehr gewohnt: aber ohne Zweifel zielt auch das Schlußbild des Tractats auf dieselben Leute, welches etliche beladene Maulesel mit Federbüschen geziert zeigt, und die Uberschrift hat: An den Eselartigen Verächter der Kestkünste; und worauf die Reime folgen:

Schon

Schau doch das belaste Thier,
 Mit viel bunter Federn Zier!
 Es trägt träge Midas-Ohren,
 Ist zu Spott und Hohn geböhren,
 Seiner hellen Schellen Klang
 Leitet ihn in gleichem Gang,
 Seine Augen sind geblendet,
 Und nur für sich aus gewendet,
 Es kömmt aus Arkadia,
 Und ist seiner Sprache Ja.
 Denn er folget seines gleichen,
 Die Kunstspötter zu bezeichnen.
 Daß gleich seinem Schrey geacht,
 Was dein Klügelsinn verlacht,
 Dein Verstand ist gleich der Pfützen,
 Die das Thier pflegt auszusprühen.

Wir können es nicht errathen, was den Hrn.
 Verfasser zu diesem Zorne bewogen haben kann: da
 unsers Wissens die Es- und Kupferstecherkunst, we-
 nigstens heute zu Tage, in keiner solchen Verachtung
 steht, daß man Ursache hätte, auf ihre Feinde so zu
 schimpfen. Sind Kupferstiche, und zumal wohlge-
 rathene, jemals in gutem Ansehen gewesen, so sind
 sie es gewiß ist. Wer liebt nicht Sammlungen von
 schönen Kupfern? Wer schäzget nicht Bücher hoch,
 die damit ausgezieret sind? Ja ist nicht bey den
 Ausländern fast eine Art der Verschwendung darinn
 eingerissen, die Bücher oft ohne Noth mit überflüs-
 sigen Bildern zu zieren, und sie nur theuer dadurch zu
 machen?

Doch wir gehen zu dem Werke selbst, und da erinnert der Verfasser, es sey seine Meynung nicht, von der allgemeinen Eß- und Stechkunst zu handeln, da man in Stein, Glas, Eisen, Metall, Holz u. d. gl. etwas graben oder stechen könne. Auch will er von dem Alterthume derselben nicht handeln, da freylich dieselbe schon um Mosis Zeiten üblich gewesen. Er will bloß von der Eßkunst handeln, die durch Scheidewasser, auf ebenen Kupferplatten verrichtet wird, um hernach die Figuren mit schwarzer, oder andrer Farbe auf weißes oder andres Papier abzudrucken. Von dieser glaubt er nicht, daß sie älter sey, als die Erfindung der Buchstaben.

Er theilt sie auch in zwei Arten, nämlich die eigentliche Kupferstecherkunst, die alles mit einem saubern Grabstichel allein, oder auch vermittelst des Scheidewassers zugleich, verrichtet: und dann, in die Eßkunst, die keinen Grabstichel braucht, sondern alles bloß mit Scheidewasser ähet. Die erste hält er für die älteste; die letztere aber sey iho so hoch gestiegen, daß man Stücke findet, in welchen man kaum etnigen Unterscheid von den erstern bemerken kann. Er erklärt darauf die Art der Arbeit auf eine deutliche Art, und rühmet unter den Meistern der Aeskunst, erstlich den Simon Frisius, einen Holländer, der die Spitze der Radiernadel mit großer Freyheit geführt, und in seinen Strichen der Zärtlichkeit des Grabstichels sehr nahe gekommen: ob er gleich seine Erfindungen und Stellungen hier nicht in Betrachtung zieht. Ferner hat sich Matthäus Mariani, ein Schweizer, hervor gethan, ob er wohl die Spitzen sei-

nes

ner Striche zu stumpf gemacht. Beyde haben sich des weißen Neggrundes bedienet. Darauf ist Jacob Callot, ein Lothringer, sehr vollkommen worden, sonderlich was kleine Stücke betrifft; hat sich aber des starken Neggrundes bedienet.

Er selbst setzt die Vollkommenheit der Kunst dar- ein, daß es scheine, die gebeizten Kupfer wären mit dem Grabstichel gestochen: und dazu zu gelangen rath er sich die Arbeiten Sattlers, Vilamens, Schwanenburgs; imgleichen des Martius, An- tonius, Cornelius, Corlius und Augustin Cara- tius zu Mustern zu nehmen, doch mehr der ersten, als der letztern.

Um nun die Schwierigkeiten, so sich dabey fin- den, zu erleichtern, hat er der erste seyn wollen, der etwas im öffentlichen Drucke davon ans Licht stellte: welches allerdings viel Lob verdienet, zumal, da er es mit vieler Deutlichkeit, Ordnung und Vollständigkeit gethan. Insgemein bringen es die Künstler in den Wissenschaften, und im Gebrauche der Feder so weit nicht, daß sie von ihrer Kunst etwas tüchtiges zu schreiben im Stande wären. Man hat es also mit Dank und Ruhme anzunehmen, wenn solche geschickte Männer sich finden, die ihre Kunst in Regeln brin- gen, und nicht nur den Unterricht der Anfänger, son- dern auch wohl die Vollkommenheit der Meister da- durch befördern.

Darauf lehret das I Capitel wie man den harten Firniß machen, und vermittelst desselben mit Scheide- wasser auf die Kupfer äßen solle: das II. wie das Un- schlit und Del zuzurichten sey, die Platte damit zu be-

streichen, wenn man nicht haben will, daß das Scheidewasser weiter einfresse. Das III. wie das Scheidewasser zum harten Firnisse zuzubereiten sey. Das IV. wie man das gute Kupfer erkennen, dasselbe zu Platten schmieden, und polieren solle. Das V. wie man den Firniß auf die Kupferplatte streichen, und selbige schwarz machen solle; wobey eine Figur die Sache klar macht. Das VI. lehrt, wie man den Firniß auf der Kupferplatten mit dem Feuer dörren und härten soll, wobey auch eine Figur befindlich ist. Das VII. wie man sich verhalten soll, wenn man sein Vorhaben auf der gefirnißten Platte entwerfen will. Das VIII. Cap. wie man die guten Nadeln erkennen, und zum radieren bequem machen soll. Das IX. wie man die Nadeln schleifen soll, nebst einer Figur. Das X. XI. und XII. wie man seine Figur auf dem Firniße zeichnen, den Firniß erhalten, und darein radieren soll. Das XIII. und XIV. wie man die Radiernadel regieren, und mit Stiften grobe Striche machen solle; nebst 2 Figuren. Das XV. XVI. und XVII. zeigt, wie man die Kupferplatte zurichten soll, daß sie das Scheidewasser annehme, und wie man dieses wirklich darüber gießen soll, nebst etlichen Figuren. Endlich das XVIII. wie man den Firniß von der Kupferplatte, nach geschehener Arbeit, wieder weg machen solle. Und das war der I. Theil.

Der II. Theil lehret, wie man den weichen Firniß oder Aetzgrund machen, und sich dessen bedienen solle, und zwar eben so ausführlich, als der vorige Theil, in VII. Capiteln und etlichen Figuren, dabey wir uns nicht aufhalten wollen.

Der III. Theil lehret, wie man die gestochenen oder geätzten Kupferplatten auf weiß Papier abdrucken soll, wie auch die Druckerpresse nebst allem Zugehör angeordnet werden müsse; woben abermal deutliche Figuren die ganze Sache sehr erläutern, in XVI. Capiteln. Aus diesem Theile könnten unsre Kupferdrucker ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit um ein vieles verbessern lernen; als welche es noch zur Zeit den Anländischen noch lange nicht gleich thun.

Nun folget der Anhang, der von der Herold-Mahl- und Meißkunst handelt, so viel man davon beym Kupferstechen zu wissen nöthig hat; nebst beygefügtten Figuren, und Beschreibung unterschiedlicher Sinnbilder, nebst ihren Auslegungen. In der Vorrede dieser Zugabe sagt der Verfasser nur, daß er nicht die ganze Wapenkunst abhandeln, sondern nur lehren wolle, was ein Kupferstecher davon zu wissen nöthig habe. Das I. Cap. handelt also von den Farben, und durch was für Striche sie angedeutet werden. Das II. von den Fahnen, und ihren Farben. Das III. von den Ausbildungen der menschlichen Begierden, Tugenden, Laster, Künste und Lehren, die dem Künstler zu wissen nöthig sind. Und hier ist es gewiß, daß insgemein, aus Unwissenheit vieler Maler, Kupferstecher, auch wohl Gelehrten, die solche Dinge unrecht angeben, vielfältig gefehlet wird. Hier giebt nun der Verfasser Anleitung, wie man eine kenntliche Abbildung des Aberglaubens, der Abgötterey, u. d. gl. malen soll. Die Abgunst, oder Neid scheint uns aber vielmehr die Macheiferung vorstellen zu sollen, weil man sie als ein schönes Frauenbild malen soll,

soll, und ihr ein grünes Kleid voller Blumenknöpfe,
 als ein Zeichen der Hoffnung, und einen Sporn oder
 bunte Dörner in Händen, zum Anreizen, beylegt, auch
 nackende Arme und geflügelte Füße giebt, ihre Hur-
 tigkeit anzuzeigen. Kurz, es ist dem Hrn. Verfasser
 nur der rechte Name nicht eingefallen. Auf gleiche
 Weise wäre noch bey verschiedenen eins und das an-
 dere zu erinnern, wenn es hier der Ort dazu wäre. Wir
 wollen also nur die Namen der Bilder selbst erzählen,
 dazu hier Anleitung gegeben wird. Das 4) ist der
 Ablass, oder die Vergebung, 5) der Adel, 6) das Al-
 ter, 7) das Allmosen, 8) das Anbrechen des Tages,
 9) das Anbrechen der Nacht, 10) die Andacht, 11) die
 Angenehmheit, oder besser, die Anmuth, 12) die An-
 sehnlichkeit, oder besser, das Ansehen, 13) der Arg-
 wohn; wobey man nur erinnern will, daß Namen,
 die im deutschen zum männlichen Geschlechte gehören,
 durchaus nicht in weiblicher Figur gebildet werden sol-
 ten, wie die Vorschrift hier lautet, 14) die Arglist,
 15) die Armuth, 16) der Aufruhr, 17) der Bankrott,
 18) die Barmherzigkeit, 20) die Beredsamkeit, 21)
 die Baukunst, 22) die Begierde, 23) die Befeh-
 rung, 24) die Bekümmerniß, 25) die Belohnung.
 Dieses muß nothwendig ein Druckfehler seyn, der aber
 dreyimal wiederholt wird, und soll die Verhöhnung
 heißen; wie theils die angegebenen Merckmaale einer aus-
 gestreckten Zunge, und der ausgereckt Zeigefinger der
 rechten Hand; theils auch das Wort Verspottung zei-
 get, welches in der Beschreibung mit eingeflossen ist,
 26) der Betrug, 27) die Beweiskunst, oder Logica,
 wobey uns merkwürdig, aber auch unrichtig vorkömmt,
 daß

daß man ihr einen Kaufdegen oder Rappier, wie es der Verfasser erkläret, beylegt, um den scharfen Bestand anzuzeigen. Denn ein Rappier, dessen Spitze einen Knopf oder Ball hat, ist ganz ungeschickt, solchen zu bedeuten; zumal da das Gefechte mit Rappieren nur ein Spiegelfechten ist, die Vernunftlehre aber in den ernstlichsten Sachen gebraucht wird. Die vier Schlüssel in der linken Hand, sind weit geschickter die vier syllogistischen Arten der Schlußreden anzudeuten. Auch der Helm, auf dessen Kämme ein Falk steht, ist nicht übel angebracht; weil dieser Vogel ein scharfes Gesicht hat: wie wohl der Verfasser eine andre Ursache angiebt. 28) die Buchdruckerkunst ist auch hier nicht sonderlich bezeichnet, wenn wir die Druckerpresse und den Schrifkasten ausnehmen. Denn was soll die Schallmey? Die Blume *Semperviv*, wie man sie nennt, oder *Amaranth*, mit der Weyschrift *semper*, ist auch zu allgemein. Es folgen zum 29) die vier Theile der Welt, und 30) machen die vier Jahreszeiten den Beschluß.

Ein jeder wird wohl sehen, daß dieses nur eine Probe, oder ein Vorschmack von allen den allegorischen und bedeutenden Bildern sey, welche die Malerkunst vorstellen kann. So reichlich die Buchstaben A und B mit Wörtern und Begriffen versehen sind, die sich abschildern lassen, so viele würden sich auch in den meisten übrigen finden. Doch man muß mit einiger Anführung zufrieden seyn, die Anfänger auf einen guten Weg zu leiten. Es sind auch bereits ausführlichere Werke davon vorhanden.

Wir eilen zu dem Kunstverständigen Discourse von der edlen Malerey, der nunmehr auf der 175sten u. f. S. folget. Hier erklärt der Verfasser erstlich das Wort Gemählde; und suchet darinn das malen (pingere) das Maal (signum) davon Grabmaal, Denkmaal, und die Mahlzeiten, als Gastmahl, Mittagsmahl, Abendmahl, unter eine und dieselbe Wurzel zu bringen; welches aber der Bedeutung nach, unstreitig drey ganz verschiedne Sachen sind. Doch bey den ersten beyden ließe sichs noch einiger maßen durch die Aehnlichkeit mit dem Worte Zeichen, behaupten. Denn wie von demselben das zeichnen, als eine Art der Malerey hergeleitet wird: so könnte auch von Maal, welches gleichfalls ein Zeichen bedeutet, das malen hergeführt werden. Im Niederdeutschen, sagt der Herr Verfasser, nemte mans schildern, weil nämlich die Schilde der alten Deutschen gemalet worden. Doch braucht man auch im Hochdeutschen die Benennung der Schildereyen sehr häufig; es müßte denn seyn, daß im Fränkischen bloß dieses nicht geschähe.

Der zwente Punct untersucht, was das Gemähl sey? und erkläret es mit dem Sokrates beym Xenophon durch eine Gleichheit dessen das man sehen kann; worauf verschiedene Lobsprüche derselben folgen. Er theilt sie aber in zwey Arten: 1.) wenn ich eine Sache male, wie sie zu Gesicht kömmt; als einen Menschen, eine Landschaft, eine Geschichte. 2.) Wenn das Gemählde einen heimlichen Verstand hat, und daher ein Sinnbild genennet wird.

Den Ursprung der Malerkunst untersucht der IX. Punct. Sie ist sehr alt, und deswegen wird sie auch edel genennt. Die Heiden haben sie für eine Erfindung der Götter gehalten u. Er führt auch den Homer an, der der Minerven einen Schild beylegt, in welchem das Schlangenhaupt (ohne Zweifel meynt man den Kopf der Medusa mit Schlangenhaaren) gemahlt gewesen. Hierbey nun führt er das V. B. der Ilias, imgleichen den Schild des Achilles u. d. m. an, von welchem es doch zweifelhaft, oder gar falsch ist, ob es nicht vielmehr getriebene Arbeit, als gemahlte Bilder, gewesen. (*) Er führt den Plinius L. VI. Hist. Nat. an, der den Aegyptern die Erfindung der Malerey beylegt. Pyrrhus mit dem Beynamen Dädalus, hat sie in Griechenland getrieben. Quintilian berichtet, man habe zuerst nach dem Schatzen gemallet, weswegen man bey kleinen Bildern dazu schreiben müssen: Das ist ein Pferd und kein Esel. Hierüber scherzt ein gewisser Franzose und sagt: es wäre beydes zugleich wahr gewesen; denn das Gemahlte wäre ein Pferd, der Maler aber ein Esel gewesen. Kleophant von Korinth hat die Farben, und Apollodor von Athen den Pinsel erfunden. Apelles aber hat die Kunst so hoch getrieben, daß einer von den Alten über seine Gemahlde geschrieben: Res ipsa: es wären die Dinge selbst, und keine Bilder.

Im IV. Puncte werden die Maler unterschieden, denn etliche legen sich nur auf Bildnisse, etliche auf Historien allein, etliche auf Landschaften, etliche auf die

M 5

Ver-

* S. oben in dem 2. Th. dieses Büchersaals die Abhandlung von der Erfindung der Malerey 180. S.

Perspectiv, etliche auf Seestücke, etliche nur auf kleine, etliche auf große Hauptgemälde. * Auch die Gemälde sind vielerley; denn etliche sind nur Risse, oder Zeichnungen, die nachmals in Kupfer gebracht werden: wovon der berühmte Rubens gesagt: er wolle lieber mit Weiß und Schwarz einen guten Büchertitel zeichnen, als ein Bild mit Farben malen; weil dieses wenigen, jenes aber vielen zu Gesichte käme, und den Namen des Meisters bey der gelehrten Welt verewige. Etliche werden schwarz, bläulich, roth ꝛc. getuscht. Andre werden mit trockenen Farben, etliche mit Milchfarben, etliche mit Leimsfarben, etliche mit Oelfarben gemacht, welches die dauerhaftesten sind. Hernach sind noch die Maler entweder Erfinder, etliche Copisten, etliche Nachahmer fremder Stücke: doch so, daß sie allerley ändern, und was eigenes dazu thun.

Die Verwandtschaft der Malerey mit andern Künsten macht den V. Punct aus. Hier steht die Poesie oben an, nach des Horaz Ausspruche:

Der Maler und Poet hat gleiche Macht
zu dichten.

Hier merket der Verfasser, daß die Studien einem Maler höchst nöthig sind: doch so daß die Natur selbst sein großes Buch bleibe. Wir merken hierben an, daß diese Regel von denjenigen Frucht- und Blumenmalern sehr aus den Augen gesetzt wird, die oft in einem Bilde Frühlings- Sommer- und Herbstfrüch-

* Hier fehlen unsers Erachtens noch die Thiermaler die Blumen- und Fruchtmaler; die Maler der Nachtstücke, der Ruinen ꝛc.

früchte oder Blumen zusammen paaren; die doch in der Natur niemals beisammen, oder zugleich Zeit gefunden werden. Was die Alterthümer, Geschichte, Gebäude, Kleidungen, Aufzüge der alten und Ausländer betrifft, das soll ein Maler, wie der Verfasser lehrt, von den Poeten lernen, oder selbst einer seyn. Doch da das letzte zu schwer ist, so ist es besser, daß Dichter und Maler Freunde seyn, sonderlich wenn emblematische oder allegorische Sachen vorkommen. Uebrigens ist auch das Wachstreiben, die Bildhauer- und Baukunst, mit dieser Malerkunst verwandt: wie denn Michael Angelo Buonaroti in allen dreien vollkommen gewesen; auch dafür eine dreysache Krone erhalten, die neben seinem Bildnisse zu Florenz aufgehängt worden, mit der Ueberschrift:

Tergeminis tollit honoribus.

Verulam hat beobachtet, daß die Weltreiche durch die Kriegskünste gestiegen: wenn aber die Wollustkünste, wie die Malerey und Musik, aufs höchste gestiegen, wiederum in Verfall gerathen. Er schließt also, daß die Malerkunst nur wegen der Baukunst nützlich sey: welches aber der Verfasser beantwortet.

Im VI. Puncte wird gewiesen, was zu einem ordentlichen Gemählde erfordert werde, woben wir uns nicht aufhalten können. Der VII. handelt von malerischen Erfindungen; der VIII. von dem Ebenmaße und der Stellung der Bilder, wo sehr hübsche Anmerkungen vorkommen. Der IX. von dem Lichte und dem Schatten. Hier wäre zu wünschen, daß der Verfasser den verwirrten Begriff, den viele Maler von einem einfallenden Lichte haben, ein wenig deutlich

lich gemacht, und eingeschränkt hätte. Denn es werden viele Fehler damit begangen, wenn man z. E. viele Personen im freyen Felde, wo kein Schatten von etwas fällt, so malet, daß die eine ganz licht, die andre ganz schwarz aussieht u. d. gl. welches ganz wider die Natur ist. Der X. von den Bewegungen des Gemüths; der XII. von eines Malers rühmlichen Eigenschaft, des XI. endlich enthält einige Erzählungen von der Malerey, die nicht zu verwerfen sind; aber so wohl, als das vorhergehende, um ein vieles hätten vermehret werden können.

Endlich folgt noch die auf dem Titel versprochene Kunst zu tuschen, und Risse zu machen, sonderlich den Kriegsbaumeistern und ihren Schülern zum besten. Die Grenzen unserer Blätter aber erlauben es nicht, uns länger dabey aufzuhalten. Wir sagen nur soviel, daß alle solche Anleitungen zu den schönen practischen Künsten viel Lob verdienen, und der Herr Verfasser also seines Ruhmes auch nicht zu berauben sey.

IX. Neue Schriften.

Son den Predigten des Hrn. Hofpredigers und Probsts Jerusalem zu Braunschweig, sieht man abermal ein paar gedruckt, die vermuthlich von derselben geschickten Feder, eines vornehmen Mannes ins französische übersezt worden, der wir die neuliche zu danken hatten. Die erste hat den

Titel: Discours sur l'Évang. de St. Math. ch. II. v. 13. 18. servant à dévoiler la Folie de ceux; qui vont à leurs fins par des Actions contraires à le volonté de Dieu. Da hier der Hr. Verfasser solche Abschilderungen von dem Könige Pharao, und Könige Herodes macht, die zu einigem Nachdenken Anlaß gegeben haben: so hat der Herr Uebersetzer in einer gelehrten Anmerkung den Herrn Hosprediger gerechtfertiget; und aus dem Josephus, dem jüdischen Geschichtschreiber, gewiesen, daß diese Beschreibungen keine bloß rednerische Kunstgriffe, sondern nach dem Leben geschilderte Charactere wären. Ja er zeigt, daß so gar Hr. Voltaire in seinem Trauerspiele Mariamne eben denselben Character vom Herodes gemacht; wie denn auch die Vorrede desselben diese merkwürdigen Worte enthält: Vn Roi, à qui la terre à donné le Nom de Grand &c. La passion furieuse de ce Roi, si fameux par ses vertus & par ses crimes, ses cruautés passées, ses rémords presents &c. Die II. hat den Titel: II. discours sur l'Évangile de St. Math. Ch. XV. 21. 28. ou il est démontré, que la Confiance en Dieu est le vrai moyen de se tranquilliser dans les malheurs. Beyde sind so gerathen, daß sie sowohl dem deutschen Originale, als der Feder die sie übersezt hat, Ehre machen, und wenigstens in dieser fremden Tracht, einigen Großen der Welt eine Aufmerksamkeit auf diese Reden eines deutschen Redners veranlassen werden; dessen Originalstücke sie nur darum nicht lesen, weil sie in ihrer Muttersprache geschrieben sind.

2. Grundriß von dem merkwürdigen Leben des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Albrechts des ältern, Markgrafen zu Brandenburg, in Preußen, zu Stetin, Pommern, der Cassuben und Wenden Herzogs, Burggrafen zu Nürnberg und Fürsten zu Küngen etc. bey Gelegenheit der zweenen Jubelfeyer der von ihm mildest gestifteten hohen Schule zu Königsberg in Preußen: aus vielen gedruckten und geschriebenen Nachrichten und zum Theil seltenen Urkunden ans Licht gestellet, von M. Friederich Samuel Bock. Königsberg bey Johann Heinrich Hartungen 1745. in 8. Hiervon soll ehestens mehr Nachricht gegeben werden.

3. Erste Sammlung neuer Lustspiele, welche theils übersezt, theils selbst verfertiget hat A. G. U. Danzig und Leipzig bey Joh. Heinrich Rüdiger, 1746. in 8. Wenn es gleich Leuten, die nach einer lateinischen Zote des Plautus die Finger lecken, zu Seufzern über den heutigen Geschmack der Deutschen Anlaß giebt, die sich an deutschen Lustspielen so belustiget, als sich vormals die Römer an lateinischen ergoßet haben; und heute zu Tage Welschen, Franzosen und Engländer an den ihrigen vergnügen: so sehen es doch unzählliche andre gern, daß auch unter uns solche zeitkürzende und nützende theatralische Sachen ans Licht treten. Man kann es also dem Herrn Verfasser und Uebersetzer dieser Sammlung nicht verargen, daß er den Liebhabern dramatischer Sachen seine Stücke mitgetheilet hat: und zwar um so viel weniger, da er selbst seiner Profession nach, ein Schauspieler ist; wie er in der Vorrede selbst gesteht.

Er

Er hat dieselben allen vernünftigen und bescheidenen Kunstrichtern zugeeignet, und ihnen, als unumschränkten Richtern die Freyheit gegeben, sie entweder auf einmal in der ersten Geburt zu ersticken, oder beynt Leben zu erhalten. Das erste würde gar zu unbillig gehandelt seyn, weil man, wenn ja hier und da etwas zu erinnern wäre, dadurch viel gutes zugleich unterdrücken würde. Das I. heißt: der Schlenkrian, oder des berühmten Boosbeutel's Tod und Testament, ein Lustspiel von 3. Aufz. Das II. der Geizige, ein Lustspiel von V. Aufzügen, aus dem Franz. des Hrn. Moliere überseht. Das III. der verpfändete Baurenjunge, ein Lustspiel von 3. Aufz. aus dem Dänischen des Hrn. Prof. Hollbergs. Das IV. der plauderhafte Schäfer, ein Lustspiel von einem Aufzuge, in Versen, ein deutsches Original. Das V. der Mohr, ein Lustspiel von einem Aufzuge, in ungeb. R. ein Orig. Das VI. das Abendständchen, oder der lächerliche Liebhaber, ein Lustspiel, von einem Aufzuge, aus dem Holländischen überseht, in Versen. Aus dem Titel ist zu schließen, daß wir noch eine zweyte Sammlung von dieser Feder zu gewarten haben. Wir hören auch, daß die Sylvia, und der Unempfindliche, in der deutschen Schaubühne, aus eben derselben Feder geflossen seyn sollen.

4. Die Königliche deutsche Gesellschaft zu Königsberg hat das Preussische Friedensfest auf dem Königlichen Residenzschlosse daselbst, wo sie seit einiger Zeit ihren Sitz hat, mit einer öffentlichen Rede gefeyert, dazu sie vorher ihre Mecänaten, Gönner und Freunde, durch einen deutschen gedruckten Bo-

gen

gen eingeladen. Der Tag ihrer Feyer war auf den 24sten Jenner, als den hohen Geburtstag ihres Königes und Stifters angesetzt; und nachdem dieselbe in vornehmer und zahlreicher Versammlung verschiedener Staatsminister, Hofbedienten und Gelehrten von dem Director der Gesellschaft Hrn. Professor Celestin Christian Flottwellen gehalten worden; ist dieselbe dem Drucke überlassen worden. Sie handelt den Frieden, als den glorreichsten Triumph eines Monarchen ab; und man muß gestehen, daß dieselbe so gerathen ist, wie sie diesen Feste sowohl, als der löblichen Gesellschaft Ehre machen kann. Man wiederholet hier nochmals den Wunsch, daß von dieser, und andern solchen wohlgerathenen Stücken der Mitglieder dieser Gesellschaft, bald eine Sammlung im Drucke erscheinen möge.

